



Geisteswissenschaftliche Sektion
Fachbereich Geschichte und Soziologie
Bereich Soziologie

Individualität, Karriere und Soziale Arbeit

Das Bezugsproblem Sozialer Hilfe

Magisterarbeit im Fach Soziologie
vorgelegt am : 24 März 2006

vorgelegt von : **Marcel Krebs**
Markgrafenstrasse 17
78467 Konstanz

Erstgutachter : PD Dr. Kay Junge
Zweitgutachter: Prof. Dr. Achim Brosziewski

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	2
1. HELFEN IM WANDEL DER ZEIT	7
2. PROFESSIONEN	14
2.1 PROFESSIONEN IM ÜBERGANG ZUR MODERNE	15
2.2 PROFESSIONEN IN ORGANISATIONEN	20
3. SOZIALE HILFE ALS FUNKTIONSSYSTEM	29
3.1 BEZUGSPROBLEM DER SOZIALEN HILFE	31
3.1.1 THEORIEFIGUR INKLUSION/EXKLUSION	37
3.1.2 INKLUSIONSINDIVIDUALITÄT	39
3.1.3 EXKLUSIONSINDIVIDUALITÄT	41
3.1.4 INKLUSION/EXKLUSION UND SOZIALE UNGLEICHHEIT	45
3.2 KARRIERE ALS FORM	49
3.3 FUNKTION SOZIALER HILFE	54
3.3.1 KARRIERE ALS MEDIUM	63
4. SOZIALE ARBEIT IM MEDIUM DER KARRIERE	66
5. LITERATUR	76

Einleitung

Die Frage, ob es sich bei der Sozialen Arbeit um eine Profession handelt, wird in der Literatur häufig diskutiert. Bei denjenigen, die diese Ansicht nicht vollständig verwerfen, scheint Konsens darin zu bestehen, dass die Soziale Arbeit keine vollständige Profession ist, sondern sich noch in der Professionalisierung befindet oder aber, dass es sich bei der Sozialen Arbeit um eine „Semi-Profession“ (Etzioni 1969) oder um eine „bescheidene Profession“ (Schütze 1993) handelt. Im Gegensatz zur ersten Annahme, handelt es sich bei den letzteren Annahmen nicht um Prozesse, sondern diese geben strukturelle Gründe an, die es der Sozialen Arbeit angeblich unmöglich machen, zu einer vollständigen Profession zu werden. Von einer Semiprofession redet Etzioni (vgl. 1967, S. 121ff.) dann, wenn es ihr nicht gelingt ihre Autonomie gegenüber Entscheidungen der Verwaltungsautorität in bürokratischen Organisationen durchzusetzen. Dieses Fehlen der Autonomie ist ein vielgenannter Grund, um der Sozialen Arbeit den Professionsstatus abzuerkennen oder diesen zumindest einzuschränken. Es ist aber fragwürdig, ob die Feststellung, dass Autonomie zwingend für eine Profession ist, überhaupt zutrifft. Es scheint gerade in der Moderne neue Tendenzen zu geben. Tendenzen, welche nahe legen, dass die fehlende Handlungsautonomie einer allfälligen Profession der Sozialen Arbeit eher ein Hinweis darauf ist, dass Professionen untereinander ein diskriminierendes Verhältnis pflegen und dass Professionsrelevanzen und Handlungsräume, welche den Professionen zugestanden werden, über Entscheidungen in Organisationen festgelegt werden.

Wenn diese Tendenzen zutreffen, dann wird es auch problematisch sich mit der Situation zufrieden zu geben, dass es sich bei der Sozialen Arbeit um eine „bescheidene Profession“ handelt. Gerade dann, wenn z.B. Fritz Schütze (vgl. 1993, S. 166) feststellt, dass Soziale Arbeit auf Interdisziplinarität und multiprofessionelle Kooperation angewiesen ist, kann sie sich nicht im Sinne von Schütze damit zufrieden geben, eine „bescheidene Profession“ zu sein und zu bleiben. Im Gegenteil: Sie muss sich professionalisieren, denn nur so kann sie in ihrer täglichen Arbeit in Organisationen ihre Standpunkte darstellen und an Entscheidungen – im Sinne der Sozialen Arbeit – teilhaben und behaupten. Damit ist nicht gesagt, dass Interdisziplinarität nur schwer stattfinden kann, denn Professionen – und dies gilt vor

allem auch für die Soziale Arbeit - müssen lernen ihre eigenen Grenzen mitzureflektieren.

Sommerfeld (vgl. 2003) hat in einem Essay zwei mögliche Zukunftsszenarien für die Soziale Arbeit vorgestellt. Das eine Szenario entwirft die Soziale Arbeit künftig als vollwertige und angesehene Profession, der es gelingt, ihre gesellschaftlich anerkannte Expertise in unterschiedlichste Problemlösungszusammenhänge einzubringen. Das andere Szenario sieht, wie sich die Soziale Arbeit zu einer einfachen Hilfstätigkeit im karitativ-zwischenmenschlichen Bereich entwickelt. Die Soziale Arbeit wird dabei vorwiegend durch ehrenamtliche und berufliche Hilfskräfte geleistet. Beide Szenarien weichen vom Status Quo ab, und nach Sommerfeld, liegt es in der Hand der Sozialen Arbeit zu entscheiden, welche Richtung sie einschlagen wird. Diese Arbeit versucht diese Szenarien soziologisch zu reflektieren und Impulse zu liefern, die zu einer weiteren Professionalisierung Sozialer Arbeit beitragen könnten.

Im ersten Teil der folgenden Arbeit (Kapitel 1) werden die Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Differenzierung beschrieben. Folgende Frage wird uns bezüglich des Übergangs zur funktional differenzierten Gesellschaft beschäftigen: Wie kann Hilfe in der Moderne gewährleistet werden, wenn dies offensichtlich nicht mehr gesamtgesellschaftlich möglich ist? Wir werden dabei sehen, dass sich funktionale Äquivalente zur Sozialen Hilfe ausdifferenzieren. Im nächsten Kapitel beschäftigen wir uns eingehender mit der Frage danach, an welcher Stelle sich Professionen ausbilden und welche Bedeutung ihnen im Wechsel der Differenzierungsform von der stratifikatorischen zur funktional differenzierten Gesellschaft zukommt. Wir werden den Zusammenhang von Funktionssystemen und Professionen beleuchten und danach den Ort fokussieren, an dem Professionen in ihrer täglichen Arbeit anzutreffen sind: in Kontexten von Organisationen nämlich. Es soll gezeigt werden, dass die Annahme, Professionen sollten handlungsautonom sein, eine Vorstellung ist, die allmählich ihre Plausibilität verliert. An diese Stelle platzieren wir die Unterscheidung Organisation/Profession. Damit soll gezeigt werden, dass Professionen sich immer – wenn sie in Organisationen anzutreffen sind – in Differenz und somit in einem konditionierten Abhängigkeitsverhältnis zur Organisation begeben. Die Frage wird dann sein, wie diese Differenz für Professionen genutzt werden kann und inwiefern dieses

Verhältnis einschränkende als auch entlastende Merkmale für Professionen aufweist.

Organisationen lassen sich in der Moderne als die Leistungszentren der Funktionssysteme bestimmen und in den Professionen erkennt man diejenigen Berufsgruppen, die in „ihrem beruflichen Handeln die Anwendungsprobleme der für ein Funktionssystem konstitutiven Wissensbestände verwaltet (...)“ (Stichweh 1992, S. 40). Professionen sind im Unterschied zu Organisationen keine Systeme, sondern Wissensbestände, die von Organisationen über Entscheidungen für die Bearbeitung von Problemen eingesetzt werden können.

Ob es der Sozialen Arbeit dauerhaft und überzeugend gelingen kann, als gesellschaftlich anerkannter Lösungsanbieter aufzutreten, hängt zu einem wesentlichen Teil davon ab, ob es ihr gelingt, ihren Problemfokus schärfer zu stellen und ob es ihr gelingt, sich als diejenige Profession zu behaupten, die als Experte für Fragen des Funktionssystems Sozialer Hilfe angesehen wird. Auf die Frage nach dem Problemfokus der Sozialen Hilfe wird in Kapitel 3 ausführlich eingegangen. Die Schärfung des Problemfokus hat einen direkten Bezug zu der Frage, wie die Differenz Profession/Organisation von Professionen eingesetzt werden kann. Nur wenn die Profession ihr Handlungsgebiet benennen kann, wird es ihr möglich sein, die Differenz Profession/Organisation operativ einzusetzen und sich somit in Differenz zur Organisation zu beobachten.

Wir greifen in Kapitel 3 eine Theoriedebatte auf, die sich mit der Bestimmung eines möglichen Funktionssystems der Sozialen Hilfe beschäftigt. Luhmann selber lässt die Option offen, ob ein Funktionssystem der Sozialen Hilfe dabei ist, sich ausdifferenzieren, oder ob das nicht der Fall ist.¹ Baecker und Fuchs hingegen gehen davon aus, dass sich eine solche Ausdifferenzierung beobachten lässt. Ich möchte die Frage, ob es sich beim Funktionssystem der Sozialen Hilfe bereits um ein vollwertiges Funktionssystem handelt, nicht entscheiden, da dafür ein ganzer Kriterienkatalog durchgeprüft werden müsste. Ich werde in dieser Arbeit diverse Vorschläge aufgreifen und diskutieren. Der Schwerpunkt dieses Kapitels liegt in der

¹ So heisst es bei Luhmann: „Man kann nicht erwarten, dass dieses Problem [das Problem der Exklusion] innerhalb der einzelnen Funktionssysteme gelöst werden kann [...]. Deshalb wäre eher damit zu rechnen, dass sich ein neues, sekundäres Funktionssystem bildet, das sich mit den Exklusionsfolgen funktionaler Differenzierung befasst – sei es auf der Ebene der Sozialhilfe, sei es auf der Ebene der Entwicklungshilfe“ (Luhmann 1997, S. 633).

Frage nach einem möglichen Bezugsproblem der Sozialen Hilfe. Die Vorstellung, dass Soziale Arbeit ihren Fokus auf die Differenz von Konformität und Abweichung richtet, mit dem Ziel, mittels „Normalisierungsarbeit“, die Klienten wieder auf die Seite der Konformität zu bringen, scheint zunehmend an Plausibilität zu verlieren, denn eine Referenz auf das, was als Normalität bezeichnet werden kann, lässt sich in der Moderne anscheinend nicht mehr finden. An diese Stelle setzen wir die Individualität und ihre beobachtete Form, die Karriere, und vermuten, dass sich das Bezugsproblem Sozialer Hilfe in diesem Kontext finden lässt.

Im letzten Kapitel wird die Argumentation der Arbeit zusammengefasst. Ausserdem werden theoretische Antworten gegeben, die die Plausibilität beider Szenarien von Sommerfeld unterstützen. Mit der Herausarbeitung eines Bezugsproblems der Sozialen Hilfe und dem Vorschlag, die angebliche Handlungsautonomie von (klassischen) Professionen durch das Verhältnis Organisation/Profession zu ersetzen, sollen, so ist die Hoffnung, Impulse geliefert werden, die eine weitere Professionalisierung Sozialer Arbeit unterstützen. In einem kurz gehaltenen Ausblick werden schliesslich mögliche Fragestellungen aufgezeigt, die sich aus dieser Arbeit ergeben und im Rahmen weiterer Forschungen behandelt werden könnten.

In der Berufspraxis hat es sich eingebürgert, Sozialarbeit und Sozialpädagogik unter dem Begriff der Sozialen Arbeit zu subsumieren. Auf der wissenschaftlichen Ebene hingegen ist es noch nicht gelungen, die Rede von einer übergeordneten Wissenschaft der Sozialen Arbeit im akademischen Fächergefüge zu etablieren, auch wenn momentan zu beobachten ist, dass die Bereitschaft dazu wächst.² Wenn ich jeweils von Sozialer Arbeit rede, dann meine ich damit sowohl Sozialarbeit wie auch Sozialpädagogik. Ebenfalls gehe ich in dieser Arbeit davon aus, dass ein allfälliges System der Sozialen Hilfe als Leitsystem sowohl der Sozialarbeit als auch der Sozialpädagogik betrachtet werden kann. Der Grund dafür, dass ich nicht von einem System der Sozialen Arbeit spreche, liegt darin, dass es nebst der Sozialen Arbeit auch andere Formen der Sozialen Hilfe gibt. Ich denke hier insbesondere an

² Albert Mühlum (2004a) bietet eine Übersicht über den Stand der Diskussion. Mühlum selber plädiert dafür, Sozialpädagogik als ein Handlungsfeld der Sozialen Arbeit zu betrachten. So sei die Funktionslogik der Hilfe nicht pädagogisch, sondern sozialpolitisch bestimmt. International gesehen sind Handlungsfelder der Sozialpädagogik stets Teil des umfassenden Social Work und nicht umgekehrt (vgl. ebd., S. 11).

Freiwilligenarbeit, die unter bestimmten Voraussetzungen, ebenfalls als Soziale Hilfe betrachtet werden kann.³

³ Ich orientiere mich bei diesen Begriffsbestimmungen an Hafén (vgl. 2005, S. 29f.).

1. Helfen im Wandel der Zeit

Nach Luhmann soll unter Helfen „zunächst einmal ein Beitrag zur Befriedigung der Bedürfnisse eines anderen Menschen verstanden werden“ (vgl. 1973, S. 21). Dabei geht es nicht um die psychischen Bedürfnisse eines Menschen, sondern um eine spezifische Form der Kommunikation, welche als Hilfe bezeichnet werden kann. Wie diese Form durch die Kommunikation aktiviert wird – wie Hilfe auf das ihr zugrunde liegende Problem reagiert – ändert sich im Laufe der gesellschaftlichen Evolution, ist also von der jeweiligen Differenzierungsform der Gesellschaft abhängig. Soziologisch gesehen kann man das Zustandekommen von Hilfe zuerst einmal als unwahrscheinlich betrachten.⁴ Man kann dann danach fragen, welche gesellschaftlichen Strukturen nötig sind, damit Hilfe sozial erwartbar und damit mittelfristig wahrscheinlicher wird (vgl. ebd.).⁵ Und sozial heisst hier: kommunikativ. Es ist somit nicht ein zielgerichteter Akteur vorhanden, der, aus welchen Motiven auch immer, hilft, sondern Hilfe wird Personen in der Kommunikation als Handlung zugeschrieben.⁶ Die Frage ist, wie Hilfekommunikation im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen kommunikativ erwartbar gemacht werden kann.

Im „Problem des zeitlichen Ausgleichs von Bedürfnissen und Kapazitäten“ (ebd., S. 22), erkennt Luhmann das Grundproblem jeder wechselseitigen Hilfe. Erst wenn auf der Sachdimension verschiedene Bedürfnisse artikulierbar sind und wenn in der Sozialdimension nicht alle die gleichen Bedürfnisse haben, kann damit gerechnet werden, dass nicht bei allen zur selben Zeit dieselben Bedürfnisse akut sind. Erst an dieser Stelle entsteht das Problem und die Möglichkeit des Bedarfsausgleiches von Bedürfnissen (vgl. ebd., 22f.). Kapazitäten und Bedürfnisse können sich

⁴ Damit wird Abstand genommen von der Vorstellung, dass die Hilfe als eine „Urkategorie des Gemeinschaftshandelns“ (Scherpner) verstanden werden kann, und von psychologischen Sichtweisen, in denen primär nach der individuellen Motivation und nach psychischen Beweggründen für helfendes Handeln gefragt wird. Ebenfalls scheint es wenig Sinn zu machen, Hilfe ausschliesslich über Moral zu erklären. Moral scheint nur eine der vielen Bedingungen zu sein, die Hilfe auslösen können. Vgl. zur Diskussion der verschiedenen Hilfebegriffe Weber/Hillebrandt (1999, 50ff.).

⁵ Dies mag auf den ersten Blick befremdlich klingen, sind wir es doch gewohnt mit der Hilfe, Spontaneität, Freiwilligkeit oder ähnliches zu verbinden. Solche Assoziationen müssen aber im Hinblick auf die vorhandene Gesellschaftsstruktur relativiert werden (vgl. Luhmann 1973, S. 21).

⁶ Die Frage, ob das Individuum sich selbst auch als Helfer identifiziert, ist eine ganz andere und interessiert wahrscheinlich nur in spezifischen Kontexten, wie z.B. in einem therapeutischen Setting oder in Supervisionssitzungen.

komplementär ergänzen und zu spezifischen Formen der Hilfekommunikation führen. Wie auf das Problem des Bedarfsausgleichs geantwortet wird und wie sich diese Antworten in Erwartungen stabilisieren lassen, hat sich im Zuge der gesellschaftlichen Differenzierung laufend geändert, wobei man generell sagen kann, dass eine zunehmende Komplexität der Gesellschaft eine zunehmende Koordinationen von Bedürfnissen und Kapazitäten zwischen Personen benötigt.⁷

In archaischen Gesellschaften beruht die Hilfe auf Reziprozität. Archaische Gesellschaften sind segmentär differenziert, was bedeutet, dass sie sich in verschiedene Teilsysteme gliedern, die untereinander in einem gleichrangigen Verhältnis existieren. Diese Teilsysteme haben in der Regel die Form von Grossfamilien⁸, die sich über Unterschiede wie Alter und Geschlecht ausdifferenzieren.⁹ Die Sozialisation eines Individuums verläuft an einige wenige Kommunikationskontexte gekoppelt, die durch Geburt in eine Familie festgelegt werden und Ausgangspunkt und Bestimmung für die zukünftigen Möglichkeiten des Individuums sind. Was damit ausgeschlossen wird, ist eine karriereförmige Integration des Individuums in die Gesellschaft, da die Herkunft und der damit erhaltene Status für alle weiteren Ausarbeitungen des Lebenslaufes des Individuums bestimmend bleiben (vgl. Luhmann 1997, S. 636). Durch die feste Integration der ganzen Person in eine Ordnung, ist eine Karriere im Sinne einer Geschichte der partiellen Inklusion in verschiedenste Kommunikationskontexte nicht denkbar.¹⁰ Durch die feste Integration der Individuen in die Gesellschaft, dadurch, dass die Zukunft in der Gegenwart – zumindest in der gegenwärtigen Vorstellung – vorhersehbar erschien, erhielt auch die individuelle Biografie einen weitgehend

⁷ Wenn Hilfe erwartet werden kann, macht sie sich unabhängig vom Zufall. Man kann daraus mit Bardmann (2000, S. 81f.) auch den Schluss ziehen, dass Hilfe bereits hilft, weil sie erwartbar wird. Jedenfalls lässt eine zunehmende Sicherheit der Erwartbarkeit von Hilfe riskantere Handlungen zu und damit auch eine höhere Komplexität von Systemen.

⁸ Die Familie wird als eine bestimmte Differenzierungsform der Gesellschaft konstituiert und nicht als etwas, was bereits vor der Gesellschaft vorhanden war (vgl. Luhmann 1997, S. 634f.).

⁹ Zur Ausdifferenzierung der Gesellschaft gibt es zahlreiche Literatur, vergleiche dazu Luhmann (1997, Kapitel 4); in Bezug auf Hilfe Luhmann (1973), Weber/Hillebrandt (1999, Kapitel 2), Bommers/Scherr (2000, 88-97); zur Ausdifferenzierung in stratifizierten Gesellschaften, speziell auch in Bezug auf Inklusion/Exklusion Fuchs (1997, 1999).

¹⁰ Auf den Begriff der Karriere werden wir unter Kapitel 3 ausführlich zurückkommen.

determinierten Charakter.¹¹ Dementsprechend sind die Grundbedürfnisse allen bekannt, und in Bezug auf die Zukunft ist absehbar, welche Bedürfnisse sich in den einzelnen Biografien einstellen werden. Zudem bringt es die relativ niedrige Komplexität der Familienstrukturen mit sich, dass die Individuen sich untereinander kennen. Dies alles führt dazu, dass der Bedarfsausgleich reziprok erwartbar ist. Oder, etwas salopp ausgedrückt: Man hilft, weil man erwarten kann, dass man sich in einer ähnlichen Situation wieder finden könnte¹², und für die eigene Biografie erwarten kann, dass zu einem späteren Zeitpunkt dieselben Bedürfnisse entstehen werden, und man dann ebenfalls froh sein wird, wenn man Hilfe erfährt.¹³ Damit hatte die reziproke Struktur der Hilfe in archaischen Gesellschaften einen konstitutiven Charakter für die Gesellschaftsstruktur und somit für den Zusammenhang des gemeinsamen Lebens (vgl. Luhmann 1973, S. 32). Hilfe in Form von reinen Geschenken, die keine Dankespflichten auslösen, ist aber unbekannt (vgl. Luhmann 1997, S. 651).

Während in archaischen Gesellschaftsformen die Befriedigungskapazität zum Ausgleich von Bedürfnissen in der reziproken Erwartbarkeit der Hilfe liegt, wird diese Form der Hilfe in stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften („Hochkulturen“) zunehmend unwahrscheinlich, da „durch Arbeitsteilung und Schichtendifferenzierung ein wesentliches Moment der Motivation zur unmittelbaren Reziprozität des Helfens [entfällt]: die Reversibilität der Lagen“ (Luhmann 1973, S. 28). Stratifizierte Gesellschaften sind in ungleiche Schichten und erst intern wieder in gleichrangige Segmente differenziert. Die Zugehörigkeit von Individuen wird ähnlich wie in segmentären Gesellschaften durch Geburt in eine Schicht geregelt. Die Ungleichheit zwischen den Schichten – und damit auch die ungleiche Verteilung von Ressourcen - wird durch ein religiöses Weltbild legitimiert, und gesellschaftliche Verhältnisse werden, solange sie nicht als „naturbedingt“ gesehen werden,

¹¹ Nassehi redet von einer „ausgedehnten Gegenwart“, in der die Ewigkeit als Horizont in die Gegenwart hineinragt und so der Welt eine kalkulierbare Form gibt (vgl. 1999, S. 333).

¹² Darunter fällt z.B. auch die relativ hohe Abhängigkeit vor unvorhergesehenen Ereignissen, auf die systemintern nur mit gegenseitiger (spontaner) Hilfe reagiert werden kann und die nicht über andere Strukturen aufgefangen werden können (vgl. Luhmann 1984, insb. S. 252f., 436ff.). Die reziproke Erwartbarkeit der Hilfe hat also auch den Vorteil, dass sie weitgehend ohne institutionelle Voraussetzungen anlaufen kann (vgl. Luhmann 1973, S. 25f.).

¹³ Entsprechend kann Hilfe noch kein statusreproduzierendes Prinzip sein. Vielmehr konstituiert die jeweilige Hilfe den Status des Helfenden und den des Hilfsbedürftigen. Dies wird sich im Übergang zur stratifizierten Gesellschaft ändern.

moralisch aufgefasst und über Jenseitsvorstellungen erträglich gehalten (vgl. Luhmann 1989, S. 157). Die auf diese Weise legitimierten Ungleichheiten lassen die Reziprozität der Hilfe unnötig erscheinen, da es unwahrscheinlich wird, dass potentielle Helfer in die gleiche Lage kommen wie die Hilfsbedürftigen (vgl. ders. 1973, S. 28). Das Geben von Almosen wird unter dem Namen der Religion moralisiert und als verdienstvolle Tat gesehen, welche von den oberen Schichten ausgeht und den unteren Schichten zugute kommt (vgl. ebd.). Diese Form der Hilfe erhält eine schichtenreproduzierende Funktion indem sie die Schichtunterschiede bestätigt. „Bei aller Individualisierung bleibt die Hilfe damit eine öffentliche Angelegenheit, die sichtbar und unter den Bedingungen öffentlicher Kontrolle eingefordert und erwiesen oder abgelehnt wird“ (ebd.).

Anders als in archaischen Gesellschaften verliert die Hilfe in stratifizierten Gesellschaften ihr statuskonstituierendes Prinzip. Sie drückt einen gefestigten Status nur noch aus, sie wird zu einem Statussymbol oder zur Standespflicht. Daraus haben sich die klassischen Professionen gebildet, welche jeweils auf spezifische Hilfsbedürfnisse antworten.¹⁴ Und Professionen helfen nicht mit der Erwartung reziproker Vergeltung, vielmehr stellen sie einen Anspruch auf „Honorierung“.

Die moderne, funktional differenzierte Gesellschaft löst die Hilfe vom moralischen Gebot zwischen den Schichten und bindet Hilfe zunehmend an Organisationen: die moderne Gesellschaft „konstituiert eine Umwelt, in der sich organisierte Sozialsysteme bilden können, die sich aufs Helfen spezialisieren“ (Luhmann 1973, S. 32). Aber nicht nur die Hilfe wird von der Schichtabhängigkeit gelöst, die Schichten selber verlieren ihre funktionale Bedeutung für die Gesellschaft (vgl. Luhmann 1985, S. 151).¹⁵ Mit der Umstellung von stratifikatorischer Differenzierung auf funktionale Differenzierung wechselt das Ordnungsprimat von der Sozial- in die Sachdimension und somit in eine Differenzierungsform, welche sich an sachlichen

¹⁴ Wir werden im Kapitel zwei sehen, dass gerade die klassischen Professionen von diesem Status immer noch profitieren können.

¹⁵ Dies bedeutet nun keineswegs, dass es keine soziale Ungleichheit mehr gibt. Im Gegenteil: gerade der Umstand, dass soziale Ungleichheit in der modernen Gesellschaft funktional ohne Bedeutung ist, lässt die Frage zu, wieso sie dann trotzdem überall feststellbar ist. Vgl. zu dieser Frage Nassehi (2004a, insb. S. 110-115). Darauf kommen wir unter 3.1.4 zurück.

Unterschieden z.B. politischer, erzieherischer, rechtlicher oder wirtschaftlicher Natur eingeführt.¹⁶

Die funktional differenzierte Gesellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass einzelne Funktionssysteme jeweils exklusiv eine Funktion in der Gesellschaft für die Gesellschaft übernehmen. So erfüllt die Politik die gesellschaftliche Funktion, kollektiv bindende Entscheidungen zu treffen, während die Wirtschaft unter der Bedingung von Knappheit künftige Versorgung sicherstellen und die Wissenschaft neues Wissen erzeugen soll. Über Leitunterscheidungen (Codes) können Funktionssysteme eigene Operationen von systemfremden Operationen unterscheiden. So operiert das Funktionssystem Wirtschaft mit der Unterscheidung zahlen/nicht-zahlen, und alles, was in der Wirtschaft der Fall sein kann, erscheint über diesen Code. Die Innenseite des Codes (für Wirtschaft: zahlen) dient dabei als Anschlusswert und die Aussenseite als Reflexionswert. Damit erschafft der Code eine "Totalität des Entweder/Oder" (Fuchs 2001, S. 161). Wirtschaft hat es immer entweder mit Zahlung oder mit Nicht-Zahlung zu tun, die Wissenschaft mit Wissen oder Nicht-Wissen und das Rechtssystem mit Recht oder Unrecht. Für die Gesamtgesellschaft hat dies zur Konsequenz, dass es in der Gesellschaft keinen Ort mehr gibt, an dem die Gesellschaft als Ganzes nochmals repräsentiert werden kann (vgl. Luhmann 1992, S. 42). Die moderne Gesellschaft lässt sich nur noch als eine polykontexturale Gesellschaft begreifen, die je nach Beobachterperspektive eine spezifische Gestalt erhält und somit nicht mehr auf eine Einheit reduziert werden kann. Für die Wirtschaft nimmt die Gesellschaft eine andere Form an als für die Wissenschaft oder für das Rechtssystem. Dies bedeutet auch, dass es keine gesellschaftsinterne Instanz mehr gibt, welche über richtig und falsch entscheiden kann, ohne sich selbst als gesellschaftsinterner Beobachter zu entlarven und sich somit der Gefahr auszusetzen gegenbeobachtet und kritisiert zu werden.¹⁷ „Es geht daher nicht um Emanzipation zur Vernunft, sondern um Emanzipation von der Vernunft, und diese Emanzipation ist nicht anzustreben, sondern bereits passiert.

¹⁶ Nach Luhmann erhält Funktionsorientierung als Ordnungsmodus immer dann eine erstrangige Bedeutung, wenn Systeme zu komplex für Hierarchien werden (vgl. Luhmann 1984, 406). Hierarchien verschwinden dabei nicht, aber sie können an ihrer Funktion gemessen werden (vgl. ebd., S. 463f.). Hierarchien, die scheinbar keine Funktion mehr erfüllen – z.B. die Ungleichheitsverteilung aufgrund sozialer Klassen – werden dadurch kritisierbar (vgl. ebd.).

¹⁷ In stratifizierten Gesellschaften war genau dies noch möglich gewesen, allerdings hatten diese Beobachtungen ihren Bezugspunkt in der Regel ausserhalb der Gesellschaft, in dem sie z.B. auf Gott referierten.

Wer immer sich für vernünftig hält und dies sagt, wird beobachtet und dekonstruiert“ (Luhmann 1992, S.42).

Wie kann Hilfe aber strukturell noch erwartet werden, wenn sie nicht mehr strukturell als moralisches Gebot in der Gesellschaft verankert ist? Zunächst scheint klar zu sein, dass sowohl die moralische Hilfe wie auch die Hilfe, welche über das Reziprozitätsprinzip gewährleistet wird, immer noch zu finden sind. Sie lassen sich aber nicht mehr gesamtgesellschaftlich verorten (vgl. Luhmann 1973, S. 36).

Mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung wird die Bedürfnisbefriedigung von Personen an die neu entstehenden Funktionssysteme delegiert, was bedeutet, dass diese nicht mehr gesamtgesellschaftlich geregelt werden kann. Nach Luhmann erhält in der Moderne der Geldmechanismus eine zentrale Bedeutung, und zwar dadurch, „dass er nahezu alle Befriedigungsmöglichkeiten vermittelt. Zukunftsvorsorge lässt sich nun als Vorsorge für Geld zusammenfassen, und alle Leistungen, einschliesslich des Besitzes von Sachgütern und Ausbildungen, werden unter diesem Gesichtspunkt ‚kapitalisiert‘“ (Luhmann 1973, S. 30). Geld wird unter diesen Umständen zu einem umfassenden Hilfsmittel. Damit geht einher, dass Hilfe scheinbar quantifizierbar wird. Es gibt immer andere, die noch mehr Geld besitzen und somit helfen könnten, und es gibt immer noch Bedürftigere, die Hilfe nötig hätten. Diese Messbarkeit macht deutlich, dass der Entscheid zur Hilfe eine von individuellen Entschlüssen unabhängige Form benötigt, damit Hilfe erwartet werden kann. Sie findet sie durch Organisationen, die sich auf Hilfe spezialisieren (vgl. Luhmann 1973, S. 31). Durch diese wird Hilfe in der Moderne in einer bisher nicht vorhandenen Form sozial erwartbar. Aber auch die Hilfe über Organisationen setzt sich dem Verdacht aus, dass die Motive des Helfens sich nicht am Bedürftigen, sondern am Geldgeber orientieren (vgl. ebd., S. 30). Und dieser ist, nachdem die Verantwortung der Armenpflege zunehmend an ihn übergeht, das soziale Sicherungsnetz des Staates.¹⁸ Es ist bekannt, dass die Hilfe des Staates immer dem Verdacht ausgesetzt ist, dass diese (zumindest auch) aus Eigeninteresse erfolgt und sich nicht unbedingt am Primat der Bedürftigkeit orientiert. Die Hilfe des Staates lässt sich als eine administrative Hilfe begreifen, welche mit generalisierten

¹⁸ Dass die Armenpflege an den Staat übergeht, lässt sich vor allem dadurch erklären, dass die Hilfsproblematik zu einem Ordnungsproblem verkommt, welches (in zunehmendem Masse) politisch definiert und bearbeitet wird. Vergleiche dazu und für weitere Literaturverweise: Bommes/Scherr 2000 (S. 116ff.)

sozialpolitischen Massnahmen und Programmen arbeitet (vgl. Bommers/Scherr 2000, S. 140). Diese Sicherungssysteme sollen dazu beitragen, dass Individuen sich selbständig an den Inklusionsbedingungen der Funktionssysteme – insbesondere des ökonomischen – ausrichten und, je nach Unterstützungsart, sich mittelfristig wieder von deren Unterstützung lösen können (vgl. ebd., S. 117).¹⁹ Problemfälle, welchen dieses nicht gelingt, können dann durch die organisatorischen Formen der Hilfe, „beseitigt werden“ (Luhmann). Diese Form der Hilfe, die lokal und in Interaktionen als Einzelhilfe erbracht wird, setzt da ein, wo generalisierte Hilfe, die sich an politischen Programmen orientiert, nicht mehr greift. Sie ermöglicht eine Orientierung an individuellen Karrieren und wird zwecks Leistungssteigerung zunehmend verberuflicht und professionalisiert. Und genau in diesem Kontext kommt es zur Ausdifferenzierung der Profession Soziale Arbeit.

¹⁹ So weisen Guldemann/Rödel (1978, S. 15-26) darauf hin, dass die generalisierten Massnahmen (primäre Leistungen des Wohlfahrtsstaates) nicht nur eine Kompensationsfunktion und Kontrollfunktion, sondern auch eine konstitutive Funktion haben. Dadurch erbringt die staatliche Sozialpolitik „die unabdingbaren gesellschaftlichen Vorleistungen (...), die für das Gelingen der einzelkapitalistischen Produktionsprozesse konstitutiv sind“ (ebd., S. 22).

2. Professionen

Nach Luhmann haben sich Professionen gebildet „zur Hilfe bei ungewöhnlichen Lagen, vor allem Lebensrisiken, angesichts von Angst, Tod, nicht eindämmbarem Streit. Sie beschaffen Sicherheit und Problemlösungen durch spezialisierte Techniken des Umgangs mit solchen Problemen (wobei diejenigen, die diese Techniken anwenden, normalerweise nicht selbst das volle Risiko, sondern nur ein abgeleitetes Berufsrisiko tragen); ferner durch eine auf Helfen ausgerichtete besondere Berufsmoral und durch hohes Sozialprestige, das aus den Notlagen des Lebens heraushebt und situationsmässige Überlegenheit, Dispositionsfreiheit und Ungreifbarkeit sichert“ (Luhmann 1973, 29). Professionen reagieren somit auf Probleme, die nicht mit standardisierten Mechanismen oder mit Logiken des Marktes gelöst werden können, indem man technisches Expertenwissen oder bestimmte Serviceleistungen anbietet und verkauft. Vielmehr hat man es mit einer „Intensivtechnologie“ (Thompson) zu tun, bei der jeweils situativ und anhand der Beobachtung des zu bearbeitenden Objektes entschieden wird, mit welchen spezialisierten Techniken und mit welchem Wissen, mit welcher Intensität und zu welcher Zeit agiert wird, um bestimmte erwünschte Effekte zu erreichen oder unerwünschte Effekte zu vermeiden (vgl. Brosziewski 1998).

Nach Stichweh sollte man von einer Profession nur dann sprechen, „wenn eine Berufsgruppe in ihrem beruflichen Handeln die Anwendungsprobleme der für ein Funktionssystem konstitutive Wissensbestände verwaltet und wenn sie dies in entweder monopolistischer dominanter – d.h. den Einsatz der anderen in diesem Funktionsbereich tätigen Berufe steuernder oder dirigierender – Weise tut“ (Stichweh 1992, S. 40). Klassische Attribute von Professionen sind Klientenorientierung, Verwaltung eines ausgefeilten Wissenssystems, Serviceideale und Monopolansprüche (vgl. Stichweh 2000a, S. 32). Ein weiteres Merkmal, welches in der Literatur zahlreich erwähnt wird, ist die Handlungsautonomie von Professionen, wobei damit vor allem die klassischen Professionen gemeint sind.

2.1 Professionen im Übergang zur Moderne

Die klassischen Professionen Theologie, Jurisprudenz und Medizin entstanden im spätmittelalterlichen Europa zusammen mit der Institution Universität und waren für diese konstitutiv (Stichweh 2005a, S. 31).²⁰ Die Gruppen, welche sich im Überschneidungsbereich zwischen Professionen und Wissenschaft befinden, hatten in der Regel die Organisationsform einer Korporation. Über diese verwalteten die Professionen nicht nur das gesellschaftlich wichtigste und prestigeträchtigste Wissen, sondern auch das einzige Wissen, welches einen wissenschaftlichen Status für sich begründen konnte. Eine Korporation ist ein „in seiner Mitgliedschaft präzise bestimmter Personenverband, der von geistlichen und/oder weltlichen Gewalten zugelassen wird, von ihnen privilegiert und auf bestimmte Verpflichtungen und sachthematische Zuständigkeiten festgelegt werden kann“ (ders. 2000b, S. 19). Nebst Professionen konnten auch andere Berufe wie das Handwerksgewerbe in eine korporative Form gebracht werden. Der Unterschied zwischen Professionen und anderen Berufen in korporativer Form lag in ihrem Bezug zur Universität. Über die Fakultät der Universität konnte der Zugang zur Berufsausübung kontrolliert und damit verbunden ein Monopol für einen bestimmten Handlungsbereich aufgebaut und mit exklusivem Wissen gespeist werden (vgl. ders. 2000a, S. 30). Ihre Engführung auf der Sachdimension machte Korporationen zu den Vorläufern moderner Organisationen. Damit tritt in einer Gesellschaft, die durch Differenzen von Ehre, Würde und Status auf der Sozialdimension geordnet ist, ein neues Strukturprinzip in den Vordergrund: das der Zuständigkeit für einen gewissen Sachbereich (vgl. ders. 2005a, S. 33). Wenn Korporationen allerdings einmal etabliert waren, versuchten sie ihren Mitgliedern einen Status in der gesellschaftlichen Hierarchie zu geben und zu sichern (vgl. ebd.). Das Prinzip einer nach Funktionen und Spezialisierungen orientierten Differenzierung, die der Sachdimension zuzuordnen ist, koexistiert mit der traditionellen Sozialordnung. Die Professionen genossen nach wie vor ein hohes Prestige, und ihr Wissensvorrat beanspruchte nicht nur Sachwissen über das eigene Handlungsfeld, sondern ging darüber hinaus. Nicht selten wurden die Professionen als generalisierte Repräsentanten von Modernität und akademischem Wissen angesehen (vgl. ebd., S. 36). Man denke z.B. an

²⁰ Aus diesen drei Professionen gingen die einzigen i.e.S. wissenschaftlichen Fakultäten der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universität hervor (vgl. Stichweh 2005a, S. 31). Die philosophische Fakultät wurde nicht eigentlich als wissenschaftliche Fakultät aufgefasst (vgl. ebd.).

den Arzt, welcher auch in nicht medizinischen Fragen als eine Autorität galt und teilweise immer noch gilt.²¹

Nach Stichweh (vgl. 2005, S. 33f.) hat man es bei der Korporation mit einem klassischen Fall soziologischer Ambivalenz zu tun. Einerseits lässt sich eine moderne Orientierung an Funktionen feststellen, andererseits war diese noch für Jahrhunderte an eine traditionelle Sozialordnung, welche sich über Ehre und sozialen Rang ordnete, gebunden. Aber trotzdem: Korporationen sind, und dies, je mehr sie im Plural auftreten und sich voneinander sachlich unterscheiden lassen, Vorbereiter für den Übergang zur funktionalen Differenzierung (vgl. ders. 1996, S. 52).

Zunächst vermag die Form der Korporationen die Schwelle der französischen Revolution nicht wirklich zu überdauern (vgl. ders. 2005a, S. 35). Mit dem Übergang zur funktional differenzierten Gesellschaft verlieren die Professionen ihre normativen Leitbilder, die durch die ständische Umwelt vorgegeben waren (vgl. ders. 1992, S. 38). An deren Stelle treten Funktionssysteme, die aber im Unterschied zur ständischen Umwelt nicht mehr einen einheitlichen Bezugspunkt für die Professionen liefern, sondern funktionssystemspezifische. An die Stelle der Einheit eines Bezugspunktes tritt in der Moderne die Polykontextualität der Funktionssysteme.²² Und Professionalisierung, so vermutet Stichweh, kann nur dann erfolgreich sein, wenn es den Professionen gelingt, funktionssystemanaloge Reduktionen zu vollziehen und zu verwalten (vgl. 1992, S. 39). Für die einzelne Profession bedeutet dies die Konzentration auf die Funktion des gesellschaftlichen Teilsystems, an dem es sich orientiert, und damit einhergehend den Verlust des Handlungs- und Wissensanspruches jenseits dieser funktionellen Aufgabe. Das Wissen verliert seinen Universalitätsanspruch und die Experten werden entzaubert. Sie müssen damit rechnen, dass ihre Sichtweisen als kontingent betrachtet

²¹ Man denke nur daran, dass sie für sich teilweise immer noch beanspruchen, Patienten auch als Lebensberater zur Seite zu stehen. So erinnere ich mich aus meiner Arbeit in einer Suchtberatungsstelle daran, dass Ärzte ihre Patienten mit dem Vorwand der Arbeitsüberlastung an SuchtberaterInnen abgeben, und nicht weil sie sich dafür nicht zuständig fühlen.

²² Professionen bilden sich dabei nicht in allen Funktionssystemen, sondern vorwiegend in denen, welche ihr Bezugsproblem auf die personale Umwelt der Gesellschaft beziehen. Nur in diesen entstehen diejenigen besonderen Lebenslagen, die den Einsatz professioneller Technologien (Intensivtechnologien) erfordern.

werden.²³ Für Professionen heisst dies, dass die Gesellschaft nicht mehr als einheitlicher Referenzpunkt erscheint, sondern dass die Orientierung an unterschiedlichen Funktionssystemen, die Gesellschaft selbst kontingent setzt. Die Profession der Sozialen Arbeit orientiert sich am System der Sozialen Hilfe, die Medizin orientiert sich am Medizinsystem, und der Lehrer am Erziehungssystem. Für keine dieser Professionen erscheint die Gesellschaft unter dem gleichen Gesichtspunkt, und keine dieser Profession lässt sich gerne von der anderen in ihr Arbeitsgebiet „reinreden“.²⁴

Die Frage ob eine Professionalisierung als gelungen betrachtet werden konnte, wurde in der Literatur zunächst rein deskriptiv gefasst, indem die Merkmale klassischer Professionen als Massstab herangezogen wurden (vgl. Nadai et al. 2005, S. 17). Für Professionen, die diese klassischen Merkmale nicht besitzen, sind Begriffe wie „bescheidene Profession“ (Schütze 1993) und „Semi-Profession“ (Etzioni 1969) eingeführt worden. Semiprofessionen zeichnen sich nach Etzioni dadurch aus, dass sie in bürokratischen Organisationen angesiedelt sind, welche sie in ihrer professionellen Autonomie beschränken.²⁵ Insbesondere im Hinblick auf die Soziale Arbeit hat sich ein Diskurs um die Frage entfaltet, ob man es in ihrem Falle nicht mit einer Semi-Profession zu tun hat.²⁶ Die Tatsache, dass die Soziale Arbeit oft in Kontexten von wohlfahrtsstaatlichen Organisationen arbeitet, führte zu der

²³ Bonß (2002) spricht von der „Entzauberung der Experten“ (S. 126). Mit der Erkenntnis, dass in der Moderne neuartige Risikoprobleme auftreten, die sich darin äussern, dass jede wissenschaftlich-technische Innovationen neben den intendierten Zielen auch nicht-intendierte Konsequenzen hat, dass also Wissen immer auch unsicheres Wissen bedeutet, geht einher, dass es zu jeder Expertise eine Gegenexpertise gibt. Dies heisst, dass Experten verschiedener Lager (Parteien, Verbände, Bürgerinitiativen) unterschiedliche Folgeprobleme der Innovationen sehen oder die Innovation selber als verfehlt betrachten (vgl. ebd. 126ff.).

²⁴ Gerade für eine Profession der Sozialen Arbeit, die sich oft in multiprofessionellen Organisationen wieder findet (z.B. Sozialarbeit in der Schule oder im Krankenhaus), ist es wichtig, dass sie ihren Aufgabenbereich aufzeigen kann. Einerseits kann sie damit zeigen, welchen zusätzlichen Beitrag sie für die Organisation leistet, andererseits gibt ihr dies die Möglichkeit, sich von fremden Arbeitsgebieten fernzuhalten. Letzteres fällt der Sozialen Arbeit bekanntermassen nicht immer leicht.

²⁵ Für Etzioni steht die geforderte Autonomie von Professionen in fachlichen Entscheidungen der Verwaltungsautorität in bürokratischen Organisationen diametral entgegen (vgl. Etzioni 1967, S. 121ff.). Für fachorientierte Organisationen diagnostiziert Etzioni, dass dort die Entscheidungen in den Händen der Fachpersonen liegen (vgl. ebd., S. 129). Aber genau hier stellt sich die Frage, ob dies immer noch gilt oder ob, nebst Semiprofessionen, nicht auch die klassischen Professionen zunehmend in ihrer Handlungsautonomie eingeschränkt werden.

²⁶ Einen Überblick über die Diskussion findet sich in Fachlexika der Sozialen Arbeit (Stimmer 2000, S. 515ff, Eyferth et al. 1984, 775ff.).

Vermutung, dass sie nicht nach professionellen Kriterien arbeitet, sondern sich der Logik der Organisation unterordnen muss, dass also keine Handlungsautonomie besteht.

Das Vorgehen, die Klassifizierung von „Handlungssystemen“ zu Professionen anhand der Merkmale klassischer Professionen vorzunehmen, wurde in der Literatur mehrfach kritisiert. So weist Merten darauf hin, dass diese Orientierung an normativen Kriterien vor allem deshalb problematisch ist, weil schon der vorausgesetzte klassische Professionsbegriff selber nicht unstrittig ist (vgl. 1996, S. 150).²⁷ Der Begriff der Semi-Profession lässt sich dann nur negativ definieren und bleibt daher weitgehend unbestimmt. Gemessen an klassischen Professionen erscheinen Semi-Professionen dann als strukturell defizitär (ebd., S. 151).

Aber auch die Frage, ob Handlungsautonomie überhaupt noch ein Merkmal ist, welches den klassischen Professionen zukommt, wird bereits seit längerem diskutiert. So erwähnte Unschuld (vgl. 1978) bereits vor knapp 30 Jahren, dass die Ärzte ihre professionelle Autonomie verlieren. Hinweise darauf sieht er im zunehmenden Vertrauensverlust der Ärzte in der Bevölkerung und in der zunehmenden staatlichen Regulierung der medizinischen Forschung. Bollinger und Hohl verkündeten daraufhin, dass die Ärzteschaft sich auf dem Weg von einer Profession zum Beruf befindet (vgl. 1981). Weitere Hinweise darauf, dass klassische Professionen ihre Handlungskompetenz verlieren, finden wir bei den Lehrern. Diese sehen sich im zunehmenden Masse mit Qualitätsinstrumenten konfrontiert, welche von der Schule oder der Schulbehörde eingesetzt werden und darauf abzielen, die professionelle Arbeit zu kontrollieren und zu optimieren.²⁸

Dies drängt nun zu der Frage, ob auch klassische Professionen auf dem Weg sind, Semi-Professionen zu werden, oder ob es gesellschaftsstrukturelle Gründe gibt, die dafür sprechen, dass Professionen an Handlungsautonomie verlieren. Eine mögliche Antwort finden wir bei Stichweh, der die These aufstellt, dass Professionen

²⁷ So werden im Lexikon der Sozialpädagogik und der Sozialarbeit sieben verschiedene Professionsmodelle vorgestellt (vgl. Stimmer 2000, S. 517ff.).

²⁸ Als Beispiel sei hier das QuBa Basel genannt. Das Erziehungsdepartement hat 2004 ein Projekt mit dem Ziel in Auftrag gegeben, ein Qualitätsinstrument an den Basler Schulen aufzubauen. Die Qualität von Schule und Unterricht soll fassbar gemacht und verbessert werden (vgl. Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt 2006)

in der Moderne zunehmend zugunsten von Organisationen an Bedeutung verlieren (vgl. Stichweh 2005a, S. 39f.).²⁹

Professionen werden in Interaktionen eingesetzt, und zwar dann, wenn handlungsmässig und interpretativ ein Wissenszusammenhang für die Bearbeitung von Problemen benötigt wird, welcher sich in Form der Problemperspektive eines Funktionssystems ausdifferenziert hat (vgl. Stichweh 1994, S. 373). Doch es sind nicht mehr die gesamtgesellschaftlichen Strukturen, die Interaktionen – und somit auch professionelle Interaktionen - einsetzen; die Beziehungen zwischen diesen Strukturen und Interaktionen lockern sich (vgl. Kieserling 1999, S. 335). An die Stelle einer gesamtgesellschaftlichen Regulierung treten Organisationen, welche die Freiheitsgrade der Interaktionen eingrenzen (vgl. ebd.). Sie bilden die strukturierte Umwelt, an die sich die Interaktionen anpassen müssen, und sind gleichzeitig Bedingung dafür, dass gewisse Formen der Interaktion wahrscheinlicher werden. Und dies betrifft gerade auch Professionen. „Durch Organisation werden Interaktionen auf spezifische Funktionen wie gerichtliche Streitentscheidung, Erziehung oder Forschung hingelenkt und dadurch in bestimmten Hinsichten zu unwahrscheinlicher Sensibilität verfeinert (...)“ (ebd.). Professionelle Arbeit ausserhalb von Organisationen in der Form von Rollen- oder Interaktionsmodellen hat sich dabei nicht bewährt (vgl. Kieserling 1999, S. 336) und professionelle Interaktionen sind dann auch fast ausschliesslich in organisierten Kontexten zu finden. In diesen Kontexten müssen sie damit rechnen, dass die Entscheidungsgeschichte der Organisationen einen Einfluss ausübt (vgl. Brosziewski 1998).³⁰ Es geht nicht um die Frage, ob Professionen eine Handlungsautonomie besitzen, sondern darum, wie das Verhältnis zwischen der Organisation und den in ihrem Kontext ablaufenden professionellen Interaktionen konditioniert wird und welche Möglichkeiten für die Profession bestehen, auf diese Konditionierung Einfluss zu nehmen.

²⁹ Dazu kommen nach Stichweh noch der Moment des Wissens, welcher nicht mehr automatisch den Professionen zugeschrieben wird, sondern immer mehr auch von Klientenseite aktiviert werden kann, und der Moment der massenmedialen Kritisierbarkeit von Professionen. Und genau dies führt wiederum zum Verfall des Status von Professionen.

³⁰ Die Interaktion lässt sich nicht wie eine Trivialmaschine in die Organisation eingliedern, sondern ist ein System eigener Art, welches mit interaktionseigenen Problemen zu tun hat. Welcher Beitrag als Organisationsbeitrag qualifiziert wird und welcher nicht, entscheidet die Organisation (vgl. Kieserling 1999, S. 343).

An dieser Stelle ist für uns wichtig, dass die oft festgestellte fehlende Autonomie für sich alleine noch keine Begründung dafür sein kann, dass Soziale Arbeit keine vollständige oder nur eine mit Einschränkungen ausdifferenzierte Profession ist. Im Gegenteil: Wir vermuten, dass es den Professionen – zumindest dann wenn sie in Organisationen tätig sind – immer weniger gelingen wird, eine autonome Stellung zu behaupten.³¹ Ein weiterer wesentlicher Grund dafür, liegt vermutlich darin, dass das Vertrauen – welches konstitutiv für die Beziehung zwischen dem Professional und dem Klienten ist, allmählich von den Professionen an die Organisationen übergeht.³² Schliesslich ist festzuhalten, dass Organisationen zunehmend multiprofessionell werden und Entscheidungen über das relative Gewicht der verschiedenen Berufsgruppen jetzt zunehmend innerhalb der Organisationen stattfinden. Es wird zu einem Kriterium für professionelles Handeln, ob es der Sozialen Arbeit gelingt, die Differenz zwischen Profession/Organisation zu handhaben und dadurch Entscheidungen der Organisation, die im Interesse der eigenen Profession liegen, von anderen Entscheidungen unterscheiden zu können.

2.2 Professionen in Organisationen

Die moderne Gesellschaft integriert nicht mehr über Schichtzugehörigkeit, sondern durch Multiinklusion in Funktionssysteme. Damit geht einher, dass dem einzelnen Individuum in der Gesellschaft kein fester Platz mehr zukommt, wie es in früheren Gesellschaftsformen noch der Fall war. Die Schichtzugehörigkeit von Individuen reproduzierte sich in den alltäglichen Begegnungen und Interaktionen zwischen den Angehörigen verschiedener Schichten. Dies zeigte sich unter anderem in der Art des Umgangs und in der Kleidung aus. Für die klassischen Professionen, aber auch für andere Berufe, die ihren Ursprung in Standesgesellschaften haben, ist es denn auch ein Merkmal, dass sie sich über ihre Kleidung erkennbar machten. Über diese waren professionell Tätige in ihrer Funktion und Sachorientierung erkennbar und zugleich einer Schicht zuzuordnen. Sie outeten sich als öffentliche Person, „die, wo immer man sie antraf, als Repräsentant der Sachlagen, für die sie zuständig war,

³¹ Aber Professionen müssen sich in Organisationen auch zunehmend gegen ökonomische Rationalitäten behaupten (vgl. Sommerfeld/Haller 2003). Weiter kommt hinzu, dass im Zuge einer leichten Deregulierung Professionen sich auch vermehrt gegen andere, nicht-professionelle Berufsgruppen in Organisationen behaupten müssen (vgl. Littek et al 2005, S. 110).

³² Diesen Punkt werden wir unter Kapitel 2.2 wieder aufgreifen.

aufgefasst und adressiert werden konnte“ (Stichweh 2005a, S. 35). Wir haben es hier somit wieder mit der weiter oben erörterten Ambivalenz von Professionen zu tun. Sowohl der Status wie auch die Sachorientierung eines Professionals plausibilisierten sich in der direkten Begegnung und asymmetrisierten die Beziehung zwischen dem Professional und dem Klienten und waren somit noch weitgehend unabhängig von Organisationen. Dies ändert sich grundlegend in der modernen Gesellschaft.

Die Asymmetrie, welche sich in der ständischen Gesellschaft über Status- und Wissensdifferenzen konstituierte und darin ihre Funktion fand, wird nun über die „Ungewissheit“, die der Klient in kritischen Situationen seines Lebens erfährt, konstituiert (vgl. Stichweh 2005a, S. 37).³³ Diese Situationen ermöglichen es dem Klienten nicht mehr, mittels seiner eigenen Möglichkeiten adäquat auf seine Probleme zu reagieren, weil ihm das dazu nötige Wissen oder die Ressourcen fehlen. Diese Ungewissheit wird zur Grundlage der Asymmetrie zwischen dem Klienten und dem Professional und gibt letzterem die Möglichkeit, auf die Handlungswahl des Klienten Einfluss zu nehmen (vgl. ebd.).

Doch wieso vertraut sich der Klient in der Situation der Ungewissheit einem Professional an? Vertrauen ist ein Mechanismus der Reduktion von Komplexität (vgl. Luhmann 2000a, S. 9). Mit Vertrauen gibt man sich sicher, dass im Moment bereits richtig im Bezug auf die Zukunft entschieden werden kann. Man vertraut in der Gegenwart und aus Sicht des Klienten erscheint das Erbringen von Vertrauen als eine „riskante Vorleistung“ (Luhmann 2000a, S. 27) und somit als etwas Unwahrscheinliches. Der Klient bringt dem Professional Vertrauen entgegen und hat dadurch die Zuversicht, dass dank der Hilfe eines Professional ein bestimmter (erwünschter) Zustand in der Zukunft erwartet werden kann, der ohne seine Hilfe unerreichbar zu sein scheint. Aber wie kann diese Handlungskonstellation wahrscheinlich gemacht werden?

³³ Wir kommen auf die Ungewissheit in Bezug auf den eigenen Lebensweg unter 3.2 zurück.

Der eine Grund liegt sicher in der vorgelagerten Regulierung, die professionell Tätige dazu anhält, bestimmten gesetzlichen Anforderungen zu genügen.³⁴ Diese gehen aber selten über die Regulierung von Rahmenbedingungen hinaus. Sie legen fest, dass bestimmte formale Abschlüsse und Praktika nötig sind, damit die Tätigkeit staatlich anerkannt wird, und sie definieren die Qualitätsanforderungen dieser Ausbildungen (vgl. Littek et al 2005). Diese Form der Regulierung führt aber kaum dazu, dass die Professionell in ihrer täglichen Arbeit überprüft werden.³⁵ Auf der fachlich-inhaltlichen Ebene heisst Kontrolle vorwiegend Selbstkontrolle. Der Zusammenschluss in Fachverbänden wird zur geläufigen Sozialstruktur von Professionen. Diese stellen ethische Handlungsmaximen für ihre Mitglieder auf.³⁶ Aber jenseits dieser Selbstkontrolle, die mehr in der Form eines Aufrufes daherkommt, gibt es in der alltäglichen Arbeit kaum Kontrollen oder Bewertungen der Arbeit von Professionals.

Doch dies wird wahrscheinlich bald nicht mehr hinreichend dafür sein, dass man sich einem Professional anvertraut. Ein in der Vergangenheit erreichter Titel und verbindliche, aber kaum überprüfbare Forderungen von Fachverbänden scheinen zu wenig zu sein. Wissensvorräte der Professionen lassen sich per Mausclick überprüfen und kritisieren. Man kann es besser wissen als der Arzt, zumindest legen stundenlange Internetrecherchen diesen Schluss nahe. Die Medien berichten regelmässig darüber, dass Ärzte mehr Fehldiagnosen machen, als man gemeinhin annimmt.³⁷ Auch dem Sozialarbeiter traut man kaum zu, dass er richtig hilft: zu viele bekämen Hilfe, ohne diese nötig zu haben. Und auf die Profession der Lehrer kann man zum Teil schon ganz verzichten, und stattdessen auf Homeschooling setzen und somit ein grösseres Vertrauen in die eigene Selbstorganisation und in

³⁴ So zeigt eine empirische Untersuchung, dass der Abbau der vorgelagerten Regulierungen bei professionellen Dienstleistungen zu einer wachsenden Unzufriedenheit der Kunden führt. Vgl. Littek et al 2005, hier S. 79.

³⁵ So zeigen Littek et al (2005), dass in Deutschland, welches bekannt ist für seine vorgelagerten Regulationen, die Professionals weit weniger häufig angeben, dass ihre Arbeit bewertet wird, als vergleichbare Mitarbeiter in England. England hat im Vergleich zu Deutschland viel weniger vorgelagerte, stattdessen mehr nachgelagerte Regulierungen, die auf der Ebene der Organisationen einsetzen (und eher ökonomische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen). Allerdings berücksichtigt die Studie keine Sozialarbeiter und Lehrpersonen. Vor allem in diesen Bereichen ist zu vermuten, dass auch in Deutschland (und ebenso in der Schweiz), nachgelagerte Regulationen an Bedeutung gewinnen.

³⁶ So gibt es für die Soziale Arbeit ethische Grundlagen, welche von der International Federation of Social Workers (vgl. 1994) herausgegeben werden.

³⁷ Und auch dies wird für die Öffentlichkeit im Internet nachlesbar (vgl. <http://www.behandlungsfehler-arztpfus.de>).

Lernprogramme haben als in Lehrer.³⁸ Dass in deutschen Schulen scheinbar schlechter abgeschnitten wird, als in Schulen anderer Länder, und dass herkunftsbedingte Ungleichheiten durch die Schule kaum reduziert werden können, ist spätestens seit Pisa auch überall erfahrbar. Man traut den Professionen schon lange nicht mehr zu, dass sie auf gesellschaftlicher Ebene Lösungen anzubieten haben. Die Soziale Arbeit wird kaum gefragt, wenn es darum geht, wie man Exklusionsgeschichten vermeiden kann. Der Profession der Ärzte wird nicht zugetraut, die Gesundheitskosten wirklich senken zu können, resp. überhaupt Interesse daran zu haben, und wenn es um die Sanierung des Schulsystems geht, dann ist die Profession der Lehrer nur eine neben vielen, die versucht, Einfluss zu nehmen. Dies alles legt die Vermutung nahe, dass es zunehmend unwahrscheinlich wird, dass den Professionals Vertrauen entgegengebracht wird. Andererseits wird Vertrauen in professionssoziologischen Schriften aber als selbstverständliches Merkmal der Beziehung zwischen einem Klienten und einem Professional gesehen (vgl. die Luzio 2005).³⁹

Die These, die hier vertreten wird, besagt, dass das Vertrauen immer mehr über die Organisation gewährleistet wird, in der der Professional tätig ist.⁴⁰ Man erwartet, dass Organisationen ihre Mitarbeiter kontrollieren und evaluieren und sich selber regelmässig externer Evaluation unterziehen.⁴¹ Qualitätsstandards sind immer mehr Bedingung dafür, dass überhaupt noch Gelder fließen.⁴² Dies heisst nicht, dass die

³⁸ So lernen in den USA schon eine Million Kinder zu Hause vor dem Bildschirm und verzichten ganz auf die Profession der Lehrer. Im Gegensatz zu Deutschland besteht in den USA eine Unterrichtspflicht, aber keine Schulpflicht (vgl. Kurtz 2003, S. 103).

³⁹ Für die Luzio (vgl. 2005, S. 70) liegt geradezu ein massgebender Unterschied zwischen professionellen Dienstleistungen und nicht-professionellen Dienstleistungen darin, dass erstere in der Regel eine Vertrauensbeziehung mit einschliesst.

⁴⁰ Für Kurtz ist es zumindest fraglich, ob Vertrauensbildung ein konstitutives Merkmal professioneller Arbeit ist (vgl. 2003, S. 90f.). Wir würden an dieser Stelle eher fragen, an welcher Stelle dieses Vertrauen erzeugt wird, wenn es der Profession selber scheinbar nicht mehr gelingt. Denn ohne ein gewisses Vertrauen scheint professionelle Arbeit nach wie vor nicht möglich zu sein. Man kann den Arzt wechseln und man kann auf dem Sozialamt verlangen, einen anderen Berater zu erhalten.

⁴¹ So gibt es im Suchtbereich kaum noch ein staatlich finanziertes Projekt, welches nicht evaluiert werden muss.

⁴² Ein Beispiel aus der Schweiz mag dies verdeutlichen: QuaTheDA ist ein Projekt zur Förderung der Qualität, bestimmt für Einrichtungen mit stationären Therapieangeboten im Drogen- und Alkoholbereich. Es wurde im Jahr 2000 vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) lanciert, nachdem das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) beschlossen hat, dass Einrichtungen, die von der Invalidenversicherung (IV) Beiträge erhalten, bis Ende 2002 im Besitz einer Zertifizierung sein müssen, um weiterhin im Genuss einer Finanzierung zu bleiben (vgl. <http://www.quatheda.ch>).

Professionals keine „individuellen Autonomien“⁴³ mehr besitzen, aber es bedeutet, dass diese sich an Qualitätskriterien orientieren und in Evaluationen bewähren müssen.⁴⁴ Und diese werden über die Profession vielleicht empfohlen, aber es ist die Organisation, die diese verlangt und durchführt, sei es, um ihre eigene Effizienz zu steigern, um sich selber glaubwürdiger zu machen oder um damit ein Recht auf öffentliche Gelder zu erwerben.

Die Semantik des Messbaren besitzt in der heutigen Zeit eine starke Argumentationskraft. Messungen ermöglichen Vergleiche. Man sieht, welcher Anbieter die Messkriterien am ehesten erfüllt und kann diese mit den verlangten Entgeltungen vergleichen. Damit entsteht die Möglichkeit, marktähnliche Steuerungsmechanismen einzuführen, was zur Folge hat, dass die bisherigen Lizenzierungen, welche die Berechtigung zur Leistungserbringung von Professionals begründeten, zumindest in Frage gestellt werden können (vgl. Sommerfeld/Haller 2003, S. 64). Das heisst, dass Professionen ihre Arbeit ausweisen und messen lassen müssen, um ihre Arbeit zu legitimieren, und zunehmend untereinander konkurrieren.⁴⁵ Der Staat tritt als Nachfrager auf, kauft Leistungen ein und vertraut nicht mehr einfach dem professionellen Status, sondern erwartet, dass Leistungen messbar gemacht werden. Dies geschieht in der Regel in den Organisationen. „Das Vertrauen zwischen Arbeitgebern und Professionellen wird durch Management-Kontrollverfahren, die kollegiale Kontrolle wird durch externe Kriterien und oftmals durch ökonomische Indikatoren ersetzt, die kollegiale Beziehung durch eine bürokratische“ (ebd., S. 66). Für Ausbildungsstätten und Fachverbände von Professionen heisst dies, dass sie Qualitätsstandards und Messverfahren entwickeln müssen, um ihre Arbeit über professionseigene Qualitätskriterien messen zu können und nicht, wie es zunehmend der Fall ist, über professionsfremde Rationalitäten. Wir haben es hier also mit der Situation zu tun, dass Professionen einerseits auf die von der Organisation verlangten

⁴³ Diese individuellen Autonomien werden den Stelleninhabern von professionalisierten Berufen zugestanden. Dieser so genannte „institutionalisierte Altruismus“ (Stichweh) wird deshalb gewährt, weil professionelles Handeln prinzipiell an zugehörige Wissens- und Methodenbestände gebunden ist.

⁴⁴ Es handelt sich hier aber um ein riskantes Unterfangen. Man vertraut der Organisation, weil sie die Leistungen ihrer Professional überprüft. Gleichzeitig aber, und darauf weist di Luzio hin, vertraut der Klient aber auch darauf, dass der Professional innerhalb der Organisation die fachliche Autorität ist (vgl. 2005, S. 75f.).

⁴⁵ Theoretisch können nun auch professionsfremde Anbieter auftreten, was aber faktisch kaum der Fall ist (vgl. Sommerfeld/Haller 2003, S. 64).

Qualitätsinstrumente angewiesen sind, um damit Vertrauen nach aussen zu erhalten, andererseits Sorge dafür tragen müssen, dass diese Instrumente möglichst professionsrelevante Daten messen, sich also an der eigenen Professionsrationalität orientieren.⁴⁶

Die Organisation ermöglicht es Professionen, über Entscheidungen in „organisierten Interaktionen“ (Kieserling 1999) professionelle Kommunikationen zu führen. Über Organisationen wird die Asymmetrie zwischen dem Professional und dem Klienten eingeführt, indem der Professional mit Kompetenzen und Wissensvorräten ausgeflaggt wird. Diese institutionalisierte Beziehung differenziert zwischen denjenigen Personen, die als Leistungsträger (Professionals) eines Funktionssystems, gelten und denjenigen, die sich in den Publikumsrollen (Klienten) wieder finden und von den Leistungsträgern spezifische Formen der Hilfe erwarten können, welche sie in der Situation der Not nötig haben (vgl. Stichweh 2000a, S. 33f.).⁴⁷ Professionen können sich nicht mehr darauf verlassen, dass diese Asymmetrie zwischen Professionals und Klienten sich jenseits der Organisation noch aufrechterhalten lässt.⁴⁸

Welche Konsequenzen ergeben sich für Professionen aus dieser zunehmenden Organisationsabhängigkeit? Die Abhängigkeit wirkt einerseits entlastend, da Strukturen vorgegeben werden, innerhalb deren sich arbeiten lässt. Dies bedeutet, dass in der Interaktion⁴⁹ nun je nach Profession und Organisation bestimmte Formen der Kommunikation wahrscheinlicher werden als andere. Zwischen Sozialarbeiter und Klienten entsteht die Möglichkeit, einen Fall der Sozialen Hilfe zu konstruieren, ohne im Voraus aushandeln zu müssen, wer von wem etwas erwarten darf. Zwei wesentliche Entlastungen, die sich für eine Profession ergeben, haben

⁴⁶ Die Frage die daran anschliesst, ist, wie Professionen Einfluss auf das Management einer Organisation nehmen können. Vgl. dazu Sommerfeld/Haller (2003).

⁴⁷ Wobei bei Publikumsrollen nicht an eine anonyme Masse gedacht werden darf. Diese Adressen werden in der Fallarbeit individualisiert. Auf die Bedeutung von individualisierten Adressen kommen wir im Kapitel 3 zurück.

⁴⁸ Man kann vermuten, dass dies umso mehr zutrifft, je neuer die Profession ist. Klassische Professionen können noch auf einen Status vertrauen, der die Asymmetrie ermöglicht.

⁴⁹ Die Interaktion ist dabei als ein System eigenen Typs zu betrachten, welches sich über spezifische Bedingungen der Anwesenheit von Menschen konstituiert. Interaktion darf also weder mit Profession noch mit Organisation verwechselt werden. Wenn wir von ‚Organisationsalltag‘ oder von ‚Kommunikationen in Organisationen‘ reden, dann sind damit zuerst einmal Interaktionen gemeint, welche im Kontext dieser Organisationen stattfinden. Welche dieser Interaktionen als Entscheidungen mit anderen Entscheidungen gekoppelt werden und somit zur Reproduktion der Organisation beitragen, ist damit noch nicht gesagt. Vgl. Grundlegend Luhmann (2000b).

wir diskutiert: zum einen das Vertrauen, welches der Klient dem Professional entgegenbringt und zum anderen die Asymmetrie zwischen dem Professional und dem Klienten. Beide Aspekte sind konstitutive Bedingungen für professionelles Arbeiten, und beide werden zunehmend durch die Organisation gewährleistet.

Andererseits schränkt die Organisation die Möglichkeiten der Professionals auch ein. Sie legt fest, welche Programme zur Verfügung stehen und welche Methodik z.B. in der Beratung angewendet werden darf. Sie bestimmt ob Fallsupervisionen zum Arbeitsalltag gehören oder nicht, wie diese ablaufen haben, und welcher Disziplin die Supervisoren angehören. Dies hat wiederum einen Einfluss auf die Arbeitsweise der Professionals. In der täglichen Arbeit in Organisationen schleichen sich Idiosynkrasien⁵⁰ ein, welche sich in der Organisation verbreiten können und zum Wissensvorrat der Organisation beitragen. Dies kann dazu führen, dass Organisationswissen dem Professionswissen vorgezogen wird, weil es sich in der Vergangenheit bewährt hat und damit auch als richtig für die Zukunft betrachtet wird.⁵¹ Der Wissensvorrat der Organisation darf nicht mit dem Professionswissen verwechselt werden, und es liegt in der Aufgabe des Professional dieses zu trennen und Standpunkte der Profession im Arbeitsalltag der Organisation zu benennen. Entscheidend ist, dass Professionals sich in Differenz zur Organisation beobachten, und nicht mittels der Unterscheidung Organisation/Umwelt. Diese Unterscheidung würde verkennen, dass Profession und Organisation strikt zu trennen sind.

Entlastung und Einschränkung sind dabei als zwei Seiten einer Unterscheidung zu betrachten. Eine Entlastung führt immer auch zu Einschränkungen, denn entlastend wird eine Situation dann empfunden, wenn auf vorhandene Strukturen Bezug genommen werden kann, und gleichzeitig reduzieren Strukturen Freiheitsgrade, weil man auch anders hätte entscheiden können.

Die Differenz Profession/Organisation ist für die Soziale Arbeit noch aus einem anderen Grund von zentraler Bedeutung. Wie kaum eine andere Profession findet sie sich in multiprofessionellen Organisationen wieder. Man denke hier an

⁵⁰ Und dies gilt insbesondere für die Soziale Arbeit. Sommerfeld (2000) hat in einer empirischen Studie in einer Psychiatrie aufgezeigt, dass die dortigen Sozialarbeiter Kompetenz vor allem als Persönlichkeitsmerkmal ansehen und dass das Selbstbild sich nicht an Professionalität orientiert, geschweige eine professionelle Identität besteht.

⁵¹ Praktikanten und neue eingestellte Mitarbeiter in Organisationen der Sozialen Hilfe, werden hier in Regel vor eine grosse Herausforderung gestellt.

Schulsozialarbeit, betriebliche Sozialarbeit, Sozialarbeit im Krankenhaus und in der Psychiatrie, an die Bewährungshilfe oder an die Sozialarbeit in kirchlichen Institutionen. Um in diesen Institutionen als Akteur mit Entscheidungskompetenzen aufzutreten, muss es der Sozialen Arbeit erstens gelingen, sich in ihrer funktionalen Ausrichtung von anderen Professionen zu unterscheiden, und zweitens braucht sie dafür ein kompetentes und selbstbewusstes Auftreten als Profession. Dass ihr beides nur ungenügend gelingt, ist bekannt und lässt sich mit dem in der Sozialarbeitswissenschaft geläufigen Begriff der „diffusen Allzuständigkeit“ schön zusammenfassen.⁵² Um sich vom Image der „diffusen Allzuständigkeit“ befreien zu können, braucht die Soziale Arbeit ein Orientierungsprimat, welches wir im System der Sozialen Hilfe sehen. Damit kann sie für sich beanspruchen, dass sie eine andere Funktion bedient als Professionen, die ihre Identität über andere Funktionssysteme konstituieren. Erst wenn sie weiss, auf welche Weise sie sich an was orientiert, wird es ihr möglich, die Differenz Profession/Organisation operativ zu handhaben, also die Unterscheidung auf der Seite der Profession einzuführen und in Organisationen ihren Standpunkt zu vertreten, um aktiv Einfluss auf die zukünftige Entscheidungsgeschichte von Organisationen zu nehmen.⁵³ Auf die Frage nach dem Orientierungsprimat werden wir im 3. Kapitel ausführlich zurückkommen. Mittels der Unterscheidung Entlastung/Einschränkung kann die Organisation aus Sicht der Profession funktionalisiert und im Hinblick auf ihren Nutzen für die Profession reflektiert werden.⁵⁴

Die Unterscheidungen Profession/Organisation und Einschränkung/Entlastung bringen auch das Dilemma zutage, in welchem sich die Soziale Arbeit immer wieder selbst verortet. In der Literatur wird dann vom „doppelten Mandat“ oder von der

⁵² Stellvertretend sei hier nochmals auf die Studie von Sommerfeld hingewiesen (vgl. 2000). Weder tritt die Soziale Arbeit als Profession auf, noch kann sie ihr Aufgabengebiet klar benennen.

⁵³ Systemtheoretisch gesehen, haben wir es hier mit einem klassischen re-entry zu tun. Die professionelle Interaktion unterscheidet in sich selber zwischen sich und der Organisation.

⁵⁴ Dies könnte zur Konsequenz haben, dass die Profession der Sozialen Arbeit in spezifischen Fällen ihre Arbeit in Organisationen beendet, nämlich dann, wenn die Organisation aus Sicht der Profession ihre Funktion – professionelle Arbeit zu ermöglichen – nicht erfüllen kann. In der Realität sieht es dann aber eher so aus, dass der Sozialarbeiter seine Berufsrolle durch individuelle Spezifität auszugestalten beginnt und über persönliche Beziehungen auf informeller Ebene seine persönlichen Einflusszonen aufbaut, und zwar nicht entsprechend dem Professionswissen, sondern eher im Sinne der resignativen Übernahme der Rollenvorgabe im Sinne der (vertikalen) Delegation (vgl. Sommerfeld 2000, S. 129).

„Paradoxie des professionellen Handelns“ gesprochen. Beide besagen, dass zwischen der Profession und der Organisation, in der die Profession arbeitet, Differenzen bestehen. Das doppelte Mandat akzentuiert dabei mehr die unterschiedlichen Ziele zwischen Organisation und Profession, und die Paradoxie des professionellen Handelns verweist auf die Kontrollfunktion, die der Profession von der Organisation zugemutet wird, obwohl sie der Hilfe scheinbar widerspricht.⁵⁵ Bei letzterem geht es also eher um das Verhältnis Entlastung/Einschränkung und um die Frage, ob diese zugemutete Kontrollfunktion noch professionelles Arbeiten erlaubt.⁵⁶

Ein letzter Punkt soll noch kurz andiskutiert werden. Es geht um die hypothetische Frage, wie Professionen arbeiten würden, wenn dies nicht in Kontexten von Organisationen geschähe. Man würde vermutlich sofort sehen, dass sie kaum Stopp-Regeln besäßen. Die Handlungskonstellation Professional/Klient würde ohne Organisation immer weitere Gründe finden, die Arbeit weiter zu führen. Beendet wird die Hilfe, weil keine weiteren Programme der Organisation Hilfe versprechen. Der Sozialarbeiter kann dann trotzdem noch weiter helfen wollen. Die Organisation kann ihn dabei zwar stoppen, er kann aber dennoch freiwillig aus moralischen Gründen weiterhelfen, freiwillig Überstunden leisten und kann darauf vertrauen, dass das Burn-out Syndrom ihm die Grenzen seiner Hilfe aufzeigen wird. Aber auch in der Methodenwahl wird sofort ein Problem sichtbar. Es müsste entschieden werden, nach welcher Methode gearbeitet wird (zumindest wenn mit einer Methode gearbeitet wird), und aus Sicht der Profession ist diese Frage in der Regel nicht entscheidbar, da Methoden nicht nur in einem komplementären Verhältnis zueinander stehen, sondern auch in einem Konkurrenzverhältnis.

⁵⁵ Die Handlungslogiken „Hilfe“ und „Kontrolle“ scheinen ein Vertrauensverhältnis zwischen Professional und Klient von vornherein kaum möglich zu machen (vgl. Becker-Lenz 2005).

⁵⁶ Fragen der Kontrolle stellen sich der Sozialen Arbeit in Organisationen, welche sich am Rechtssystem orientieren. „Sozialarbeiterische Kontrolle bringt keine Devianzkontrolle, keinen Bezug auf gesamtgesellschaftliche Normen mehr in den Blick, sondern die sozialarbeiterische Koppelung mit dem Rechtssystem der Gesellschaft“ (Kleve 2000, S. 109).

3. Soziale Hilfe als Funktionssystem

Wie wir oben gesehen haben, reagiert die Hilfe auf das Problem des zeitlichen Ausgleichs von Bedürfnissen und Kapazitäten. In der Moderne wird die Bedürfnisbefriedigung von den einzelnen Funktionssystemen über das Schema Inklusion/Exklusion geregelt und somit nicht mehr auf gesamtgesellschaftlicher Ebene. Eine zentrale Bedeutung für die Bedürfnisbefriedigung erhält dabei die organisierte Hilfe. Wir unterscheiden zwischen der administrativen Hilfe des Staates, der den Ausgleich zwischen Bedürfnissen und Kapazitäten über Programme regelt, welche sich anhand der Orientierung an allgemeiner Wohlfahrt definieren, und der Hilfe, die in Interaktionen stattfindet und sich dabei an der Karriere von Personen orientiert.

Wir haben auch festgehalten, dass sich funktionale Äquivalente zur Hilfe ausdifferenziert haben, wobei dem Geldmechanismus in der Funktion der „Daseinsvorsorge“ (Luhmann) eine zentrale Bedeutung zukommt. Mittels Geld lassen sich Bedürfnisse nicht nur aktuell befriedigen, sondern Geld ist auch ein Versprechen für die Zukunft. Wer Geld hat, kann in seine eigene Zukunft Vertrauen haben.⁵⁷ Aber auch die anderen gesellschaftlichen Teilsysteme leisten funktionale Äquivalente zur Hilfe. Die Liebe befriedigt das Bedürfnis nach der Komplettberücksichtigung der eigenen Person, indem der Liebende erfährt, dass die Liebhaberin ihre Handlungen an seinem Sinnhorizont ausrichtet. Wir nennen dies im Alltag „die Wünsche des Partners von den Lippen ablesen“ und ihm diese erfüllen. Die Religion gibt Antworten auf das Bedürfnis, Gewissheiten über den Sinn des Lebens zu besitzen. Aber die Liebe nährt vielleicht das Herz und die Religion die Seele, aber der Körper wird auch danach noch hungern. Im Gegensatz zu Geld liefern Religion und Liebe viel weniger effektive Äquivalente zur Hilfe. Geld dagegen lässt sich als „Joker“ (Baecker) einsetzen. Zwar kann man Liebe nicht kaufen aber Geld macht Liebeskommunikation zumindest wahrscheinlicher. Mit Geld ist man

⁵⁷ Daran wird auch deutlich, dass jede Definition von Armut die Zeitdimension berücksichtigen muss. Armsein heisst nicht einfach nur, dass kein Geld vorhanden ist, sondern vor allem, dass die Zukunft sich auf die Gegenwart reduziert und man tagtäglich schauen muss, wie der nötigste Bedarf auf den Tisch kommt. Dies unterscheidet Touristen, die das „einfache Leben“ in einem armen Land suchen, von den Einheimischen. Sie können sagen, dass sie auf vieles verzichten, aber sie wissen zumindest, dass sie dieses Wenige auf sicher haben, und vor allem wissen sie, dass sie im Krankheitsfalle nach Hause geflogen werden und auf die dortige Hilfe vertrauen können.

noch nicht auf der Seite der Wahrheit, aber Forschung lässt sich finanzieren. Ein Ausbildungstitel ist zwar nicht auf dem Markt erhältlich, aber Ausbildungsgänge sind nur selten kostenlos zu haben.

Der Unterschied zwischen Geld und Hilfe liegt in der Differenz zwischen Daseinsvorsorge und Daseinsnachsorge (vgl. ebd., S. 35). Wer Geld hat, sucht sich seine Zukunft aus, wer keines hat, sucht sich seinen Weg zur Hilfe. „Daseinsnachsorge“ heisst gegenwärtige Kompensation der aus der Vergangenheit übernommenen Defizite an Teilnahmechancen an gesellschaftlicher Kommunikation (vgl. Baecker 1998, S. 185). Dabei kann die Hilfe wieder in der Auszahlung von Geld bestehen, wobei dieses nicht über eine ökonomische Rationalität ausgegeben wird, sondern sich an der Rationalität der Sozialen Hilfe orientiert. Auch wenn die Hilfe, die in Form von Zahlungen geleistet wird, die vielleicht dominanteste ist, ist sie sicherlich nicht die einzige. Hilfsbedürfnisse finden sich auch in Bezug auf Erziehung, Politik, Gesundheit, Recht und Familie.

Aber welches gesellschaftliche Problem lässt sich identifizieren, auf das die Soziale Hilfe exklusiv reagiert? Der Bedarfsausgleich zwischen Bedürfnissen und Kapazitäten kann es nicht sein, dafür ist dieser viel zu allgemein und lässt sich - wie oben gesehen - auch auf andere Funktionssysteme anwenden. Hilfe gab es schon immer, aber erst in der Moderne verliert sie ihre gesamtgesellschaftliche Bedeutung. Somit besteht die Möglichkeit, dass die Funktion an ein Funktionssystem delegiert wird. Aber auf welches Problem der funktional differenzierten Gesellschaft wird dabei reagiert? Entsteht es mit der funktionalen Differenzierung oder als Folge dieser Differenzierung? Wir haben oben gesehen, dass es scheinbar Probleme der generalisierten Hilfe sind, die Kontexte erzeugen, in denen sich ein Funktionssystem Soziale Hilfe ausdifferenzieren kann. Ein Hinweis darauf, dass es als Folge der funktionalen Differenzierung betrachtet werden kann. Aber welches Problem entsteht dadurch und wieso ist dieses Problem ein Problem für die Gesellschaft, von dem man sagen kann, dass nur die Soziale Hilfe genau darauf ausgerichtet ist und kein anderes der gesellschaftlichen Teilsysteme?

3.1 Bezugsproblem der Sozialen Hilfe

Die Frage, auf welches Problem die Soziale Hilfe reagiert, wird in der Literatur reichlich diskutiert. Eine klassische Antwort besteht darin zu sagen, dass Probleme dann auftreten, wenn Abweichungen von der Normalität der gesellschaftlichen Lebenspraxis wahrgenommen werden (vgl. Gildemeister 1983, S. 41; 1997, S. 59), wobei die Normalität als Ergebnis gesellschaftlicher Definitions- und Aushandlungsprozesse gesehen wird. In eine ähnliche Richtung argumentiert Offe wenn er sagt, dass soziale Dienstleistungsarbeit einerseits die Individualität des Kunden respektieren muss, „während andererseits doch im Ergebnis ein Zustand herbeizuführen ist, der bestimmten *allgemeinen* Regeln und Kriterien, Ordnungs- und Wertvorstellungen entspricht“ (Offe 1987, S. 175). Dementsprechend redet auch Offe von „synthetisierende Arbeit“ oder ‚Vermittlungsarbeit‘ oder ‚Normalisierungsarbeit‘ (...)“ (ebd.). Zwar wird gesehen, dass Normalzustände immer schwieriger zu fassen sind, aber es wird nicht grundsätzlich Abstand von der Vorstellung genommen, dass es diese gibt. In Bezug auf das Individuum wird dann von „Fehlanpassung“, „abweichendem Verhalten“ und „Anpassungsverweigerung“ geredet (vgl. Mühlum 2004b, S. 132). Die Referenz wird dabei nicht auf bestimmte Beobachter gelegt, sondern auf die Gesellschaft schlechthin. Erstaunlich an diesen Normalisierungsthesen scheinen dabei zweierlei Feststellungen zu sein. Zum einen wird davon ausgegangen, dass ein Spezifikum Sozialer Arbeit darin liegt, dass sie auf Soziale Probleme⁵⁸ reagiert. Dies scheint mir allerdings viel zu allgemein formuliert. Stellt man aus soziologischer Sicht die Frage, auf welches Problem Soziale Arbeit antwortet, wird sofort deutlich, dass die Antwort kaum soziale Probleme heissen kann. Dasselbe tun auch Wirtschaft, Politik und alle anderen Funktionssysteme. Die Frage wäre vielmehr, ob es ein spezifisches soziales Bezugsproblem gibt, auf welches die Soziale Arbeit exklusiv reagiert. Aber auch aus Sicht der Selbstbeschreibung Sozialer Arbeit scheinen soziale Probleme als Gegenstand⁵⁹ viel zu allgemein formuliert zu sein.⁶⁰ Betrachtet

⁵⁸ Explizit gehen davon aus: Gildemeister (z.B. 1997, S. 59), Lüssi (1992). So sieht Lüssi im Lösen Sozialer Probleme „die umfassende Generalfunktion der Sozialarbeit, der Inbegriff aller einzelnen Aufgaben, die sich der Sozialarbeit stellen“ (ebd., S. 79). Und die drei Momente, die nach Lüssi gegeben sein müssen, damit ein spezifisches sozialarbeiterisches Soziales Problem vorliegt, sind Not, subjektive Belastung und Lösungsschwierigkeit (ebd., S. 84). Abgesehen davon, dass hier plötzlich eine Einschränkung der genannten Generalfunktion stattfindet, scheinen diese drei Momente auch dazu veranlassen zu können, einen Anwalt, Arzt, Therapeuten oder einen anderen Professionellen zu kontaktieren.

⁵⁹ Dass hier von Gegenstand geredet wird, soll darauf hindeuten, dass in der Sozialarbeitswissenschaft i.d.R. nicht von einem möglichen Bezugsproblem sozialer

man soziale Probleme als bestimmte Abweichungen von der Normalität, stellt sich sogleich die Frage – und dies ist der zweite Einwand – wo diese Normalität heute überhaupt noch festgestellt werden kann. Das Problem, darauf weist Lehmann (vgl. 1996, S. 12) hin, liegt darin, dass man einerseits sieht, dass Lebensläufe sich pluralisieren und soziale Beziehungen als kontingent betrachtet werden können, und dass man andererseits diese Lebensentwürfe an Normalstandards⁶¹ ausrichten möchte, also davon ausgeht, dass die Gesellschaft selbst irgendwie festgelegt oder eingestellt sein soll.⁶² Darin liegt offensichtlich ein Widerspruch. Auf der einen Seite stellt man sich dem Problem der Kontingenz von Lebensentwürfen, und auf der anderen Seite hält man an einem Gesellschaftsbild fest, das Kontingenz gar nicht zulässt. Die Gesellschaft selbst „hat ihren Eigenwert gerade in der Kontingenz“ (Lehmann 1996, S. 12). Es gibt in der Gesellschaft keinen Ort mehr, von dem aus eine Instanz über eine gesellschaftliche Normalität entscheidet, die als moralischer Referenzpunkt für die Orientierung Sozialer Arbeit dienen kann.⁶³ Mit Luhmann können wir resümieren: „Die Gesellschaft ist, zum Glück, keine moralische Tatsache“ (1984, S. 318). Es ist daher erstaunlich, dass an der normalisierenden Funktion

Probleme geredet wird, sondern dass in sozialen Problemen der Gegenstand Sozialer Arbeit gesehen wird. Rauschenbach weist mit Recht darauf hin, dass dies bereits problematisch ist, da „ein Gegenstand ‚soziale Probleme‘ ihrerseits bereits Konstrukte vergangener wissenschaftlicher oder politischer Definitionsprozesse sind“ (1999a, S. 276).

⁶⁰ Dafür genügt bereits ein Blick ins „Handbuch Soziale Probleme“ (Albrecht et al 1999). Dort werden Gesundheit und Krankheit, Politische Gewalt, Umweltprobleme, Strassenverkehr und Kriminalität ebenfalls als Soziale Probleme betrachtet. Und es ist offensichtlich, dass es sich hier nicht um primäre Arbeitsfelder Sozialer Arbeit handelt.

⁶¹ So reden Japp, K.P./Olk, T. von „Durchschnittsidentitäten“ (1981, S. 143) und Gildemeister von Normalität als Ergebnis gesellschaftlicher (!) Definitions- und Aushandlungsprozesse (1997, S. 59). Mühlum vertritt gar die These, dass die moderne Gesellschaft vermutlich mehr als je zuvor, auf das Gelingen „normaler“ Lebensentwürfe angewiesen ist, obwohl das Gelingen immer schwieriger wird (vgl. 2004b, S. 132). Hollstein-Brinkmann reflektiert mit Bezug auf Thomas Olk die gesellschaftliche Funktion Sozialer Arbeit als „Normalisierungsarbeit“ (1993, S. 174). Die Soziale Arbeit ist „mit der vorsorglichen Vermeidung und kurativen Beseitigung von Normverletzungen und somit der Gewährleistung durchschnittlich erwartbarer Identitätsstrukturen befasst“ (Olk zit. nach Hollstein-Brinkmann 1993, S. 190).

⁶² Dies lässt sich schon an eine einfache Frage zeigen: Ist Schwarzarbeit für die Gesellschaft eine Fehlanpassung oder gar eine Anpassungsverweigerung? Doch wen soll man fragen? Ist es dann zumindest für eine wirtschaftliche Organisation eine Fehlanpassung? Wahrscheinlich nur, wenn es ihr nicht gelingt, die Schwarzarbeit so zu verheimlichen, dass es zu keinen rechtlichen Konsequenzen kommt. Ist es für das Individuum eine Fehlanpassung an die Gesellschaft? Der Stammtisch würde vielleicht sogar von einem Kavaliersdelikt sprechen.

⁶³ Zu gleichem Ergebnis für die Soziale Arbeit kommt auch Kleve (vgl. 2003, 33ff.). Kleve weist darauf hin, dass jede Soziale Arbeit, die sich als Normalisierung versteht, selbstreferentiell auf diejenigen zurückverweist, die normalisieren wollen, dass sich also keine objektiven Richtlinien finden lassen, von der aus andere als abweichend beurteilt werden können. (vgl. ebd., S. 38).

von Hilfe festgehalten wird. Eine solche Form der Problembestimmung schliesst an die traditionelle Orientierung von Durkheim an, in dem sie versucht, die Differenz von Konformität und Abweichung zu suchen. Der Klient wird auf die Seite der Abweichung gesetzt und die Gesellschaft auf der Seite der Norm verrechnet (vgl. Baecker 1998, S. 178).

Man kann an dieser Stelle einwenden, dass die Soziale Arbeit einen politischen Auftrag hat, also das Problem des doppelten Mandates⁶⁴ einführen und sagen, dass über politische Erwartungen entschieden wird, was als normal zu gelten hat, was erlaubt ist und was nicht. Aber dieser Einwand verkennt, dass auch viel Sozialarbeit jenseits von politischen Organisationen stattfindet, und vor allem verkennt er die Differenz von Profession und Organisation. Natürlich wird die Profession in Organisationen eingeschränkt, aber dies soll die Soziale Arbeit nicht bereits in ihrer Grundbestimmung beeinflussen. Hier können dann Teiltheorien, die sich mit Sozialer Arbeit in Organisationen beschäftigen, anknüpfen.

Problembestimmungen, welche sich an gesellschaftlichen Normen orientieren, scheinen am Problem der Individualität zu scheitern. Dies kann man spätestens seit Ulrich Becks Buch über die Risikogesellschaft – seit Mitte der 80er Jahre - wissen. Nach Beck ist eine zentrale Bestimmung von Individualisierung die „Entzauberungsdimension“, welche besagt, dass Individualisierung durch den Wegfall von gesellschaftlichen Normen zu einem Stabilitätsverlust führt (vgl. Beck 1986, S. 205ff.). Individuen erfahren dadurch keine gesellschaftlich vorgegebene Normalität mehr, sondern nur noch ihre eigene, und gerade darin liegt die Unsicherheit, nämlich in der Gewissheit, dass die Zukunft von der Gegenwart abhängig ist und somit eine gewünschte Zukunft über die Gegenwart zu bestimmen beginnt, obwohl man sie nicht kennen kann. Diese Diagnose von Beck, dass die „Quellen der Gewissheiten, aus denen die Moderne sich gespeist hat“ zu „versiegen“ beginnen (Beck 1985, S. 97) und die Determinationskraft für die Gegenwart in die Zukunft wechselt und damit eine fiktive „Ursache“ für gegenwärtiges Erleben und Handeln verantwortlich gemacht wird (vgl. Beck 1986, S. 44), hat auch Eingang in die Theoriediskussion der Sozialen Arbeit gefunden.⁶⁵ Rauschenbach (vgl. 1992) greift die Gegenwartdiagnose von Beck explizit auf, versucht aber, vom Beck'schen Risikobegriff zu abstrahie-

⁶⁴ Siehe Kapitel 2.2

⁶⁵ Vgl. dazu vor allem den Sammelband von Rauschenbach/Gängler (1992)

ren, damit mit ihm auch Risiken auf der sozialen Dimension sichtbar gemacht werden können (vgl. ebd., S. 35).⁶⁶ Es geht Rauschenbach darum, die „Modernisierungsbeiprodukte“ (Beck), also die mit der Modernisierung einhergehenden Gefährdungen, auf der sozialen Dimension mitzuerfassen. „Es geht demnach um die Rekonstruktion der sozialen Seite der Risikogesellschaft, also um jene Sorte von Modernisierungsrisiken, die sich unmittelbar auf das soziale Handeln [...] auswirken“ (Rauschenbach 1992, S. 37). In welchen Formen des sozialen Handelns sich diese konkret auswirken, ist für uns an dieser Stelle nicht relevant.⁶⁷ Entscheidend ist, dass Rauschenbach den Diagnosen von Beck folgt, also die Pluralität von Lebensläufen diagnostiziert, und zwar so weit, dass es keine Orientierungen an durchschnittlichen Lebensläufen mehr gibt und der Lebenslauf somit zu „einer eigenen und ungewissheitsbelasteten, riskanten Aufgabe“ wird (ebd., S. 39). Was für Rauschenbach an die Stelle einer „Normalisierungsthese“ tritt, ist erstaunlich. Stellt er zuerst noch fest, dass die Risikogesellschaft das Individuum aus seinen lebensweltlichen Bezügen freisetzt (vgl. ebd., S. 37)⁶⁸, kommt er einige Seiten später zu dem Schluss, dass die Lebensweltunterstützung (vgl. ebd., S. 53) zur zentralen Herausforderung sozialer Arbeit wird. Also Lebenswelt versus Gesellschaft und ihren Funktionssysteme? Verkürzt ausgedrückt sieht Rauschenbach die Aufgabe Sozialer Arbeit darin, individuelle Defizite in den Bereichen von Moral, Bildung und Erziehung zu bearbeiten - er redet auch von Identitätsbildung - um dadurch sozial integrierend zu wirken (vgl. Rauschenbach 1999b, S. 169f.). Es geht um die Bearbeitung des sich in einer Lebenswelt befindenden Menschen in Bezug auf die Funktionssysteme mit dem Ziel seiner sozialen Integration in diese und somit in die Gesellschaft. Also doch ein Festhalten an Normalität, von der aus Defizite am Individuum erkennbar werden, welche wiederum auf eine misslungene Integration verweisen und eine Arbeit an der Identität des Menschen nötig machen?⁶⁹ Rauschenbach scheint am

⁶⁶ Rauschenbach kritisiert den Beck'schen Risikobegriff dahingehend, dass dieser zu eng gefasst sei (rein ökologisch) und die soziale Dimension nicht berücksichtige. Rauschenbach macht dabei den Vorschlag, den abstrakteren Risikobegriff von Luhmann aufzunehmen (vgl. Rauschenbach 1992, S. 35f.).

⁶⁷ Vgl. dazu Rauschenbach 1992, S. 38f.

⁶⁸ „Die Freisetzung aus lebensweltlichen Bezügen, aus den Stabilitäten der Herkunftsmilieus, die immense Ausweitung von Optionen, das immer verflochtener werdende Neben- und Ineinander von erfolgs- und verständigungsorientierten Handlungsmustern lässt soziales Handeln selbst in hohem Masse ungewissheitsbelastet und riskant werden“ (Rauschenbach 1992, S. 37).

⁶⁹ So weist Lehmann darauf hin, dass mit der Vorstellung, man könne mittels Sozialer Arbeit helfen, Individuen in die Gesellschaft zu integrieren, an der Vorstellung einer vorhande-

gleichen Problem zu scheitern wie die Vertreter der Normalisierungsthese. Er geht davon aus, dass die Gesellschaft auf der Seite der Norm und der Klient auf der Seite der Abweichung verrechnet werden kann. Rauschenbach übernimmt zwar die Überlegungen von Beck, macht sie aber gerade dadurch zunichte, in dem er in der Differenz von Gesellschaft und Lebenswelt, der Gesellschaft eine vorhandene Normalität attestiert, und die Lebenswelt in Differenz zu dieser Normalität beurteilt.

Zudem verkennt er, dass die Freisetzung des Individuums gerade deshalb stattfindet, weil die Gesellschaft nicht mehr integrieren kann, sondern auf lockere Bindungen (Inklusionen) angewiesen ist. Und dies müsste dazu führen, dass das Individuum sich aus den ihm nahe stehenden Zusammenhängen löst (vgl. Lehmann 1996, S. 13). Es geht gerade nicht darum, sich an Lebenswelten zu orientieren. Eine stabile persönliche oder private Umwelt kann sich allenfalls positiv auf einen gelingenden Lebensentwurf auswirken, aber sie ist keine notwendige Bedingung dafür (vgl. ebd.). Nur weil die Ehe in Ordnung ist und eine tolle Nachbarschaftshilfe besteht, findet in der funktional differenzieren Gesellschaft kaum noch jemand einen Job. Oder umgekehrt: Wenn eine Familie zerfällt, heisst dies nicht, dass auch der Job verloren geht. Wir kommen auf die Frage, wie das Individuum in der Moderne inkludiert wird, ausführlich zurück.⁷⁰

Hier stellt sich die Frage, ob die von Beck diagnostizierte Individualisierung⁷¹, die mit dem Verlust gesellschaftlicher Normen zusammenhängt, nicht selber das Bezugsproblem Sozialer Hilfe ist.⁷² Die Frage wäre dann, wie Gesellschaft auf das Individuum zugreift, obwohl Erwartungen nicht mehr über allgemeine Normen oder Schichten geregelt werden können, und welche Probleme sich daraus ergeben, nicht für das Individuum, sondern für die Reproduktion von Gesellschaft.

Individualität als Bezugsproblem der Sozialen Hilfe? Doch was bedeutet Individualität? Der Begriff wird gerne in Zusammenhang mit Freiheit und Autonomie

nen Normalität festgehalten wird (vgl. 1996, S. 13). Wie anders könnte ansonsten eine „mislungene Integration“ in die Gesellschaft festgestellt werden?

⁷⁰ Vgl. dazu Kapitel 3.1.3

⁷¹ Individualisierung heisst bei Beck nicht, dass Lebensläufe frei gewählt werden können, sondern vielmehr, dass Individuallagen institutionenabhängig werden (vgl. 1986, S. 210). Wir werden unter 3.1.3 auf ähnliche Ergebnisse kommen.

⁷² Ein Vorschlag in der Individualität als Bezugsproblem Sozialer Hilfe zu sehen, stammt von Lehmann (vgl. 2004, S. 146).

oder mit deren eher negativ konnotierten Auswirkungen, mit Orientierungslosigkeit und Egoismus gebraucht. Damit geht die Frage nach der Determinierbarkeit von Individuen durch gesellschaftliche Strukturen einher. Es geht also um die Frage, wie das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft beschrieben werden kann. Der Gegenbegriff ist der des Kollektivismus, in dem die Solidarität zwischen den Menschen eine grössere Bedeutung hat als das Interesse eines Einzelnen. Die Vorstellung ist, dass das Verhältnis im Sinne einer Art Summenkonstanz zu fassen ist (vgl. Nassehi 2003, S. 90), und je nach Sichtweise hat man es eher mit Individualisierung oder Kollektivierung zu tun. Nähert man sich dieser Frage systemtheoretisch, dann ist Individualisierung oder Individualität kein steigerbarer Sachverhalt, sondern schlicht Bedingung dafür, dass Kommunikation überhaupt entstehen kann. Individualität ist die Konsequenz daraus, dass das Bewusstsein nur innerhalb seiner selbst operieren kann und es keinen direkten Umweltkontakt gibt, welcher sich in die zirkuläre Geschlossenheit des Bewusstseins eingliedert (vgl. Luhmann 1984, S. 357)⁷³. Bewusstsein ist dadurch Individualität par excellence, es ist unteilbar. Diese basale Selbstreferenz ist eine reine operative Selbstreferenz. Anders sieht es aus, wenn man die Frage der Individualität auf der Ebene der Selbstbeschreibung angeht.⁷⁴ Auf dieser Ebene können wir mit Luhmann zwei Formen von Individualität unterscheiden: Inklusionsindividualität und Exklusionsindividualität.

Bevor wir uns mit der Frage nach diesem möglichen Bezugsproblem beschäftigen, stellt sich die Frage, was es mit Inklusion und dem gleichzeitig immer mitlaufenden „Schatten“ (Fuchs 2006) der Exklusion auf sich hat und wie Inklusion und Exklusion in unterschiedlichen Gesellschaftsformen vollzogen werden. Von besonderem Interesse wird dabei für uns sein, über welche Referenzen an Personen gerichtete Erwartungen reguliert werden, wodurch Individualität erst beobachtbar wird.

⁷³ Individualität ist Bedingung dafür, dass eine Situation der doppelten Kontingenz überhaupt entstehen kann, und diese Intransparenz der gegenseitigen individuellen Beobachtungen ist konstitutiv für Kommunikation. Nicht *obwohl* die Intransparenz der Beobachtungsperspektiven besteht, entsteht Kommunikation, sondern *gerade weil* diese besteht (Nassehi 2003, S. 96). Damit kann man die Funktion der Individualität psychischer Systeme in der Ermöglichung von emergenten Kommunikationssystemen sehen (vgl. ebd., S. 90).

⁷⁴ Wobei Selbstbeschreibung auf die basale Selbstreferenz, welche sich über die Unterscheidung Bewusstsein/Umwelt reproduziert, angewiesen ist. Selbstbeschreibung ist das re-entry dieser Unterscheidung auf der Seite des Bewusstseins und ermöglicht somit, dass das Bewusstsein in sich selber zwischen sich und der Welt unterscheiden kann.

3.1.1 Theoriefigur Inklusion/Exklusion

Mit der Unterscheidung Inklusion/Exklusion kann in der soziologischen Systemtheorie bekanntlich nicht gemeint sein, dass es um die Frage des Einschlusses von psychischen Systemen oder gar von Menschen in soziale Systeme gehen kann.⁷⁵ Sie sind füreinander Umwelt, was bedeutet, dass kein Gedanke jemals sein Bewusstsein verlassen und keine Kommunikation sich in die autonome Verkettung der Gedanken eingliedern kann. Es handelt sich um Systeme, welche auf ihrer operativen Ebene geschlossen sind, was bedeutet, dass die Elemente, aus denen diese Systeme bestehen, sich in einem rekursiven Netzwerk selbst produzieren. Damit ist ausgeschlossen, dass systemfremde Elemente in systemeigene Operationen inkludiert werden können. Die daraus entstehende Konsequenz ist die Exkommunikation der Menschen aus sozialen Systemen und somit aus der Gesellschaft.⁷⁶ Die Frage, wie Menschen in sozialen Systemen Relevanz erhalten können, kann demnach nur innerhalb der Operationslogik sozialer Systeme beantwortet werden, also durch kommunikative Formen. Darauf antwortet die Form der Person.⁷⁷ Diese beobachtungsleitende Form kreiert sich durch die Unterscheidung von Person im Unterschied zur Unperson. Person lässt sich dabei als „*individuell attribuierte Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten*“ (Luhmann 1995, S. 148) bestimmen. Die andere Seite der Unterscheidung, die der Unperson, aktualisiert sich dabei bei jeder Personenbeobachtung in konditionierter Abhängigkeit mit. Die Einheit der Unterscheidung liegt somit in der Differenz zwischen Person und Unperson. Und die Unperson wird in dem Moment sichtbar, in dem die Form der Person korrigiert werden muss, d.h. wenn unerwartetes Verhalten beobachtet wird, welches im nächsten Zug die Person/Unperson-Unterscheidung neu konditioniert. Der Nachbar, der immer mit dem Auto zur Arbeit fuhr, nimmt den

⁷⁵ Vgl. Zum Verhältnis psychische Systeme/soziale Systeme grundlegend Luhmann (1984) und zum Begriffspaar Inklusion/Exklusion Luhmann (1995b; 1995d; 1997, S.618-634), Stichweh (2005b). Ein Überblick über die Begriffsgeschichte und die damit verbundene Problematik ist bei Farzin (2006) nachzulesen.

⁷⁶ Damit ist nicht gesagt, dass Bewusstsein und Kommunikation nicht aufeinander angewiesen sind. Vielmehr produzieren sich psychische und soziale Operationen in einem wechselseitigen System/Umwelt-Verhältnis, also in der Form der konditionieren Koproduktion (vgl. Fuchs 2004a).

⁷⁷ Grundlegend ist hier der Text von Luhmann über die Form der Person (1995c), vgl. auch Fuchs (2003, S. 15-37).

Arbeitsweg nun mit dem Fahrrad in Angriff, und dies lässt ganz neue Erwartungen zu, verändert also die Person/Unperson-Unterscheidung.

Individuen sehen sich in der Moderne mit einer Vielzahl von verschiedenen Personenzumutungen konfrontiert. Auf der Arbeit wird es als eine andere Person beobachtet als in einem Verein oder als in der Familie. In der Beobachtung ihrer Person finden Individuen ihre soziale Bedeutung.⁷⁸ Die Form Person/Unperson formatiert Beobachtungen, „indem sie Beobachtungsmöglichkeiten, bezogen auf das Individuum restringiert“ (Fuchs 2004b, S. 131). Über die Form Person/Unperson regulieren Systeme ihre Erwartungen, welche sie an die soziale Adresse von Individuen richten. Die damit einhergehende Einschränkung von Möglichkeiten dient zur Überwindung der Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation in Situationen der doppelten Kontingenz.

Die Form der Person bedeutet aber noch nicht Inklusion. Über Personen kann man reden, ohne dass sie dabei bereits inkludiert werden. Die Person ist in der Regel in sich nochmals differenziert und macht sich somit für diverse Erwartungen als eine soziale Adresse⁷⁹ relevant, sie symbolisiert Adressabilität⁸⁰, zeigt also an, für welches Mitteilungsverhalten in der Kommunikation sie in Frage kommt und für welches nicht.⁸¹ Man weiss, dass der Klient X auch noch Informatiker ist, wird ihn aber in der Suchtberatung kaum in dieser Funktion als soziale Adresse anvisieren. Adressen geben der Kommunikation die Möglichkeit, für Mitteilungen einen Mitteilenden⁸² zu lokalisieren; sie dienen als „Regulationsmechanismus, durch den sich die Kommunikation auf Systeme bezieht, die als relevante Umweltprozessoren aufgefasst werden (...)“ (Fuchs 2004b, S. 129). Und immer im Moment dieser

⁷⁸ Personen dienen in diesem Sinne auch „der strukturellen Kopplung von psychischen und sozialen Systemen“ (Luhmann 1995, S. 153).

⁷⁹ Nebst Personen kommen aber auch Organisationen, Familien und Rollen als soziale Adressen in Frage.

⁸⁰ Und für ein Individuum würde in dieser Welt nichts gehen, wenn es nicht die Form der Adressabilität annehmen könnte. Vgl. dazu und zu Begriffen „Adressabilität“ und „soziale Adresse“ Fuchs (2005a)

⁸¹ Natürlich wird nicht laufend erwartet. Vielmehr wird die Erwartung erst sichtbar, wenn sie enttäuscht wurde, also im Nachhinein (vgl. Fuchs 2003, S. 16).

⁸² Ein Mitteilender ist dabei ein Weltvorkommnis, welches im System mittels durch ein re-entry auf der Seite der Kommunikation im Rahmen der Unterscheidung Kommunikation/Bewusstsein beobachtet wird (vgl. Fuchs 2005a, S. 43). Diesem Weltvorkommnis wird mittels der Differenz Kommunikation/Bewusstsein Selbstreferenz unterstellt und im Rahmen des re-entries bezeichnet und inkludiert.

Relevanzmarkierung, dann wenn eine Person als Mitteilungshandelnder bezeichnet wird, findet Inklusion statt. Von Inklusion sprechen wir somit immer nur aktuell, also in der Gegenwart.⁸³ Inkludiert werden weder das Individuum noch die Person, sondern nur ein Fragment der Person, jener Teil, der die Adresse im Moment abdeckt. Mit diesem Verständnis von Inklusion gehen wir davon aus, dass Inklusion in die Gesellschaft sowohl über Interaktionen, Organisationen als auch über Funktionssysteme stattfinden kann.⁸⁴

Der Moment der Inklusion geht mit Exklusion einher. Dabei bezieht sich Exklusion nicht auf die Adresse, die im Moment inkludiert ist, sondern auf die gleichzeitig mit der Inklusion anfallende Exklusion aller anderen (für das System) möglichen Adressen. Und Exklusion lässt sich operativ nicht beobachten. Sie reproduziert sich im Schatten der Inklusion als andere Seite der Unterscheidung mit.

3.1.2 Inklusionsindividualität

Systemtheoretisch wird der „Gegensatz“ zwischen Individuum und Gesellschaft in ein Konditionierungsverhältnis übersetzt. In stratifizierten Gesellschaften wurde dieses Verhältnis über eine eindeutige soziale Adresse - gebildet in der Schicht, die dem Individuum in der Gesellschaft einen festen Platz gab - geregelt.⁸⁵ Eine Inklusion in die Sozialität geschah demnach nicht auf eine für jedes Individuum einzigartige Weise, sondern als „Derivate im Rahmen einer Typologie: Bettler, Bürger, Bauer, Edelmann, Ritter und Mönch, als Ableitung aus zugleich kollektiven und universalen Formen wie Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie“ (Fuchs 1999, S. 278). Diese Schichtzuordnung hatte Folgen. Das Individuum wurde nicht über individuelle Eigenschaften, sondern in Beziehung zur Schicht beschrieben, der es angehörte. Es war dadurch mehr Allgemeinheit als Individuum. Die Beschreibungen

⁸³ Damit beziehen wir das Schema Inklusion/Exklusion auf die Struktur sozialer Systeme, die immer nur aktuell reproduziert wird, und nicht auf die Semantik. Dies bedeutet, dass wir die Chance zur Inklusion nicht als aktuelle Inklusion bezeichnen. Chance verweist auf zukünftige Operationen und bezieht sich nicht auf aktuelle. Vgl. dazu Hafén (2005).

⁸⁴ Dies wird jeweils unterschiedlich beobachtet. Für Luhmann (1997, S. 619) geht es bei Inklusion explizit nicht um Zugang zu Interaktionen und Organisationen. Nassehi/Nollmann (1997) hingegen sehen Organisationen als die Inklusionsinstanzen der Moderne. Vgl. zu dieser Inklusionsdiskussion und zum Vorschlag, Inklusion auf alle Typen sozialer Systeme anzuwenden, Hafén (2005).

⁸⁵ Dies bedeutet nicht, dass es keine Mobilität gab. Vgl. dazu Luhmann (1989, S. 157).

eines Individuums erfolgten über seinen Geburtsstand, über Angaben zu seiner Familie und Hinweise auf deren Religion (vgl. Luhmann 1989, 178).⁸⁶ Diese Inklusion des Individuums in eine Familie und Schicht war vollständig und ist somit gleichbedeutend mit einer „Totalexklusion“ (Fuchs 1999, S. 279) jenseits dieser Schicht. Die zugeschriebene soziale Stellung wirkte für das Individuum weitgehend bestimmend, nimmt man beispielsweise Lebensläufe in den Blick. Wollte das Individuum ein Leben in Ehren führen, was notwendig für die Dauerinklusion war, dann musste es sich bemühen, sein Leben entlang den gegebenen Erwartungen, die an seine Stellung gebunden waren, zu gestalten. Wer nicht auf seinen öffentlichen Ruf achtete, lief Gefahr, seiner ganzen Familie und damit seinen und deren Berufsmöglichkeiten zu schaden. Bezeichnenderweise galt dies durch alle Schichten hindurch, vom Bettler über die Handwerker bis zum Fürsten. Der allzeit drohende Ehrverlust schwebte wie ein Damoklesschwert über dem Alltag, disziplinierte die Individuen und integrierte den Einzelnen in eine feste Ordnung (vgl. Dülmen 1999, S. 99). Gravierende Ehrverletzungen konnten zum Ausschluss aus der Gesellschaft führen, und jenseits dieser Zugehörigkeit lag in der Regel keine mögliche Inklusion in eine andere Schicht, sondern die Einsamkeit. Einmal in die „Vagabondage“⁸⁷ (Fuchs 1999, S. 280) gefallen, gab es kein zurück mehr.

Probleme, die das Individuum zu dieser Zeit hatte, wurden in Differenz zu schichtspezifischen Referenzpunkten gesetzt⁸⁸ und orientierten sich nicht an möglichen individuellen Ansprüchen. Eine Abweichung von dieser als natürlich gedachten Ordnung war demnach nicht ein Zeichen von Individualität, sondern galt als unperfekter Lebenslauf. Individualität erreichte das Individuum dadurch, dass es

⁸⁶ Bezeichnend ist dann, dass nicht der Geburtstag eines Individuums gefeiert wurde, sondern sein Namenstag. Siehe dazu Hopf-Droste (1979). Der Namenstag bindet das Individuum in einen sozialen Rahmen ein und verweist auf den Namensgeber. Die Individualität wird auch hier wieder an eine bestimmte soziale Stellung gekoppelt.

⁸⁷ Es ist aber zu unterscheiden zwischen dem Stand der Besitzlosen und den Individuen, die jenseits der Gesellschaft leben, also den Totalexkludierten, die von der Gesellschaft nur noch als Körper und körperliche Bedrohung wahrgenommen werden, aber nicht mehr in Form von Personen (vgl. Fuchs 1999). Wir werden darauf zurückkommen, wenn es um die Frage geht, wie Bedürftigkeit jenseits von Personen und kommunikativen Adressen beobachtet werden kann, wenn sie nur noch über den Körper symbolisiert wahrgenommen wird. Vgl. Kapitel 3.3

⁸⁸ Die Lebenshilfen, die dem Individuum in dieser Zeit zur Seite standen, waren auf die Schemata Heil/Verdammnis und wahre/falsche Devotion ausgerichtet und manifestierten sich gesellschaftlich in der Form von Beichtvätern oder theologischen Lebensberatern. Diese Art von „Beratung“ hatte ihre Orientierung an schichtspezifischen Referenzpunkten, was eine grosse Einschränkung für das Individuum bedeutete (vgl. Fuchs 1999, Krebs/Uecker 2004).

in der ihm zugeteilten Schicht ein gottgewolltes Leben führte, also als Inklusionsindividualität.

3.1.3 Exklusionsindividualität

Diese eindeutige, an eine Schicht gebundene Adresse verliert das Individuum im Übergang zur modernen, funktional differenzierten Gesellschaft. In Folge der zunehmenden Differenzierung werden Inklusionen individualisiert, d.h. Funktionssysteme individualisieren soziale Adressen, auf die sie zugreifen (vgl. Luhmann 1997, S. 620). Dabei hat das Individuum vielleicht die Wahl, sich zwischen verschiedenen Inklusionsformen zu entscheiden, die Inklusionsformen selber sind aber weitgehend durch die Funktionssysteme konstituiert. „Die Funktionssysteme konstituieren (...) selbst gewisse Individualitätstypen, sie erschaffen gerade durch die jeweilige Inklusionsform passende Sozialcharaktere und Identitäten“ (Nassehi 2003, S. 111). Die Wirtschaft redet vom Homo Oeconomicus und konstituiert dabei erst das interessegeleitete Subjekt, Recht und Politik rechnen nicht nur individuell zu, sondern fordern geradezu individuelle Konformität sowie die freiwillige Unterwerfung unter den Staat ein.⁸⁹ Die Soziale Hilfe redet von Klienten und konstituiert eine Inklusionsform, welche dem Klienten abverlangt, eine eigene individuelle Karriere zu besitzen, und Probleme werden nicht in Bezug auf eine Schicht, sondern in Bezug auf die Karriere thematisiert und somit individualisiert. Es sind diese Inklusionsindividualisierungen, die es Luhmann möglich machen zu sagen, dass ein Individuum seine „Ansprüche auf seine Individualität gründen kann“ (Luhmann 1984, S. 364).

Die Form der Person lässt sich unter polykontexturalen Bedingungen nicht mehr auf eine Einheit reduzieren. Das heisst, dass dieselbe soziale Adresse je nach Beobachterperspektive verschiedenen erscheint, sowohl in Bezug auf die Erwartungen, die an die Person gestellt werden, als auch in Bezug auf die Mitteilungshandlungen, für die sie in Frage kommt. Von der Adresse eines Wissenschaftlers wird erwartet, dass Fremdreferenz höher gewichtet wird als Selbstreferenz und von der gleichen Adresse, aber nun als Liebhaber, wird genau das Umgekehrte erwartet. Die Adresse definiert sich nicht mehr als Ganzes über eine Schicht, sondern differenziert sich je nach Inklusionsform. Oder anders gesagt:

⁸⁹ Die Beispiele stammen von Nassehi (vgl. 2003, S. 110f.).

dieselbe soziale Adresse führt in Abhängigkeit der jeweiligen Inklusionsform zu unterschiedlichen Personenkonstruktionen.⁹⁰

Für das Individuum hat dies zur Konsequenz, dass es in keiner Inklusionsform mehr als Ganzes repräsentiert werden kann. Es findet sich partiell inkludiert in verschiedensten Kommunikationskontexten der modernen Gesellschaft wieder. "Die Einzelperson kann nicht mehr einem und nur einem gesellschaftlichen Teilsystem angehören. (...) Da die Gesellschaft aber nichts anderes ist als die Gesamtheit ihrer internen System/Umwelt-Verhältnisse und nicht selbst in sich selbst als Ganzes nochmals vorkommen kann, bietet sie dem Einzelnen keinen Ort (als den einen Ort) mehr, wo er als 'gesellschaftliches Wesen' existieren kann. Er kann nur ausserhalb der Gesellschaft leben (...). Das Individuum kann nicht mehr durch Inklusion, sondern nur noch durch Exklusion definiert werden" (Luhmann 1989, S. 158).⁹¹ Und die Befriedigung der individuellen Bedürfnisse regelt sich nicht mehr über die Gesellschaft, sondern lässt sich für das Individuum nur noch über die Inklusion in verschiedene Kommunikationskontexte bewerkstelligen.

Die Platzierung des Individuums in die Umwelt der Gesellschaft macht es Luhmann möglich, von einer Exklusionsindividualität zu sprechen. Und mit Nassehi können wir daraus schliessen, „dass die Individualität des Individuums sich jenseits seiner jeweiligen kommunikativen Anschlussfähigkeit erweisen muss“. Ausserdem findet „die Reflexion des Individuums auf seine Individualität (...) jenseits der vielfältigen Zugriffe der Gesellschaft auf die Komplexität von Individuen statt, als Exklusion nämlich“ (Nassehi 2003, S. 99). Und die Differenz zwischen den Ansprüchen der Individuen und den Inklusionsanforderungen und -angeboten der Funktionssysteme erzeugt diejenigen Probleme, auf die Therapie und Soziale Arbeit antworten können, nämlich die Therapie bezüglich der Probleme, die dem Individuum durch

⁹⁰ Hier scheint die Frage gerechtfertigt zu sein, warum das Individuum nicht einfach aus einer Vielzahl von Adressen besteht. Die Antwort ist einfach: Nicht das Individuum ist die Instanz, die über Adressen disponiert, sondern die Kommunikation (vgl. Fuchs 2005a, S. 53). Und wenn der Krankenhausbesitzer auch noch ein Bordell betreibt, dann wird schnell deutlich, dass es sich um dieselbe Adresse handelt. Adresse ist für das System vollkommen, sie differenziert in der Adresse zwischen dem, was wichtig ist, und dem, was nicht wichtig ist. Und der Arzt tut gut daran, dass das Krankenhaus in seiner Adresse nicht noch den Bordellbesitzer erkennt.

⁹¹ Für die Differenz Inklusion/Sozialisation heisst dies, dass Sozialisation nicht mehr in einem bestimmten Inklusionsbereich stattfindet, sondern in verschiedenen Inklusionskontexten.

sich selbst und seiner Selbstbeschreibung⁹² entstehen, und die Sozialarbeit bezüglich der Probleme, die das Individuum mit der Gesellschaft oder die Gesellschaft mit dem Individuum hat. Dabei erhebt Individualität den Anspruch, diese Probleme nicht in Differenz zu erstrebenswerten Normen zu betrachten (wo würde es diese geben?), sondern in Differenz zu den individualisierten Ansprüchen, welche sich in Bezug auf bestimmte Inklusionswünsche resp. Exklusionsprobleme mit der Gesellschaft ergeben.⁹³ Aber: Individualität ist nicht ein Anspruch, den das Individuum erheben darf oder nicht, sondern es ist ein Anspruch, der sozial erwartbar wird; „Individuum-Sein wird zur Pflicht“ (Luhmann 1989, S. 251). Es handelt sich um eine „soziale Zumutung, die es Individuen kaum mehr erlaubt, ihre soziale Adresse allein auf Gruppen-, Schichten- oder Familienzugehörigkeiten beschränken zu können“ (Nassehi 2003, S. 106f.). Wenn es früher noch die Schicht war, über welche die soziale Adresse einer Person modelliert wurde, wechselt diese Referenz in der Moderne auf das Individuum selbst. Und die Gesellschaft ideologisiert Werte wie Freiheit und Autonomie und verschweigt, dass das Individuum, wenn es an Gesellschaft partizipieren will, kaum eine andere Wahl hat, als diese zu akzeptieren. „Die Wunschliste der Individualität: Selbstbestimmung, Autonomie, Emanzipation, Selbstverwirklichung, rückt dann in ein anderes Licht. Sie wird dem Individuum so vorgelegt, als ob es deren eigene, deren innerste Hoffnung enthielte. Geht man vom sozialstrukturellen Wandel aus, sieht man dagegen, dass das Individuum sich immer schon in einer Position findet, in der es Individuum zu sein hat. Die Notwendigkeit der Selbstbestimmung fällt dem Einzelnen als Korrelat einer gesellschaftlichen Entwicklung zu“ (Luhmann 1995e, S. 132).⁹⁴

Mit der Loslösung von einer Schicht und der Platzierung des Menschen ausserhalb der Gesellschaft geht aber nicht einher, dass das Individuum nun die Freiheit erhält,

⁹² Selbstbeschreibungen werden für ein Individuum in dem Moment nötig, in dem es innerhalb der Gesellschaft keinen eindeutigen Ort mehr zugewiesen bekommt, in dem es sich also selber verorten muss. In dem Moment, in dem sich ein Individuum selbst zu beschreiben beginnt, muss es akzeptieren, dass es damit auch etwas Allgemeines wird (vgl. Luhmann 1984, S. 360; ders. 1989, S. 251f.).

⁹³ Hieran lassen sich zahlreiche Formen von Sozialberatung entzünden. Sozialberatung ist eine gesellschaftlich bereitgestellte Antwort auf die Kopplungsprobleme, welche im Verhältnis Individuum/Kommunikation entstehen können. Vgl. dazu Krebs/Uecker (2004).

⁹⁴ Zu einem ähnlichen Schluss kommt Soeffner (2000, S. 101): „Das Ideal vom „autonomen“, selbstbestimmten Individuum wurde nicht *gegen* die ‚Zwänge‘ moderner Industriegesellschaften entwickelt, sondern wird *von* ebendiesen Gesellschaften funktional verlangt. Wir haben zum Ideal erhoben, wozu wir gezwungen waren: das strukturell Notwendige ideell vergoldet (...).“

tun und lassen zu können, was es will. Es ist offensichtlich, dass dies auch in der Moderne nicht der Fall ist. Wenn Armut das Individuum ergreift und sich die Zukunft immer mehr auf die Frage reduziert, wie der nächste Tag überlebt werden kann, wenn die Ausgaben des Haushaltes im Hinblick darauf gewählt werden müssen, möglichst wenig Kosten zu erzeugen, dann wird deutlich, dass mit Begriffen wie Individualisierung und Individualismus nicht die Freiheit der Wahl gemeint sein kann, denn auch die Unfreiheit der Wahl individualisiert. Auch zeigen die aktuellen PISA-Zahlen, welche grosse Bedeutung der sozialen Herkunft in Bezug auf die Möglichkeiten in der Zukunft zukommt. Und trotzdem: Statistiken erfassen nicht Personen, sondern immer nur bestimmte Ausschnitte von einer Vielzahl von Personen, die abstrahiert und dann in Gruppen zusammengefasst werden können. Gruppen können untereinander verglichen und Korrelationen berechnet werden. Wir reden dann von Schichten, Klassen, Lebensstilen usw. Aber die Individualität des Individuums lässt sich keiner der Gruppen mehr zuordnen. Oder umgekehrt: Diese statistischen Verteilungen lassen sich nicht mehr in entsprechende Vergesellschaftungen übersetzen. Das Individuum bleibt gesellschaftlich unbestimmt. Es gibt keinen Schematismus mehr, der Erwartungen zwischen Individuen und Gesellschaft koordiniert.

Individualisierung heisst systemtheoretisch gesehen, dass soziale Adressen individualisiert werden und Inklusionen nicht mehr über Strukturen der Familie, Schicht oder Herkunft geregelt werden. An diese Stelle tritt das Individuum resp. seine soziale Beobachtung selbst. Individualisierung ist aber nicht ein Recht, welches ein Individuum für sich beanspruchen kann, sondern sie wird zu einer sozialen Zumutung, sie liegt in der Logik der Systeme und ist Bedingung für ihre Reproduktion.⁹⁵ Daraus ergeben sich für uns zwei Fragen. Erstens: Wie lässt sich Individualität beobachten, welche sich nicht mehr über eine Schicht konstituiert, sondern über das Individuum selbst? Und zweitens: Welche Konsequenz hat es für die Gesellschaft, wenn die Individualität zu „verblässen“ beginnt, also zunehmend vom Bildschirm der Gesellschaft verschwindet? Die Annahme, dass Systeme auf individualisierte Adressen angewiesen sind, bedeutet auch, dass ein „Verblässen“ dieser Individualität nicht nur ethische Probleme mit sich bringt, sondern vor allem

⁹⁵ Und an dieser Stelle beginnt nach Nassehi (2003, S. 109) auch „das grosse Thema der Subjektivität“. Funktionssysteme müssen dem Individuum suggerieren, dass es ein Subjekt seiner selbst ist, denn nur dadurch kann das Individuum seine Individualität sich selbst zurechnen.

auch gesellschaftliche Probleme, also Probleme, welche die Reproduktion der Gesellschaft gefährden.⁹⁶ Und Gefährdungen der Individualität, so lautet die These, stellen das Bezugsproblem Sozialer Hilfe dar. Wir werden auf diese Fragen in Kapitel 3.2. zurückkommen.

3.1.4 Inklusion/Exklusion und soziale Ungleichheit

Wir haben weiter oben⁹⁷ Ansätze diskutiert, welche das Bezugsproblem der Sozialen Hilfe in der Differenz von Abweichung und Norm verorten. Dabei wird versucht, sich die Gesellschaft als eine Einheit vorzustellen, die auf eine bestimmte Art und Weise eingestellt ist. Wir haben dem die funktionale Differenzierung und die sich mit ihr ergebende Polykontextualität der Perspektiven entgegeng gehalten. Dieses Kapitel soll zeigen, dass soziale Ungleichheiten im Kontext der Gesellschaft entstehen, also im Inklusionsbereich der Gesellschaft und nicht in Abweichung zu ihr.

Dass in der Moderne die Inklusion in die Gesellschaft nicht mehr über diese selbst geregelt werden kann, sondern die Gesellschaft nur noch auf individualisierte Adressen angewiesen ist, um funktionieren zu können, bedeutet auch, dass das Individuum „radikal unterbestimmt“ (Nassehi 2003, S. 93) gehalten wird. Wenn dies zutrifft, dann muss die Gesellschaft strukturell unsensibel für verschiedene Lebensentwürfe sein und somit auch für soziale Ungleichheit. Die folgenden Ausführungen sollen die systemtheoretisch geläufige These stützen, dass soziale Ungleichheiten keine Systemdifferenzierungen sind, sondern quer zu den Differenzierungsgrenzen verlaufen. Ungleichheit entzieht sich somit der Gesellschaftsstruktur und scheint funktionale Teilsysteme kaum zu stören.

Inklusion und Exklusion finden dauernd und überall statt. Auch in den Favelas, die Luhmann als Exklusionszonen der Moderne beschreibt, wird ebenfalls kommuniziert, womöglich sogar im Sinne von Operationen der Funktionssysteme (vgl. Nassehi 2004b, S. 332). Es kann sein, dass es Kommunikationskontexte gibt, die jenseits der funktionalen Differenzierung ablaufen, dass derjenige Recht hat, der

⁹⁶ Wir werden weiter unten darauf zurückkommen, was mit dem Verblässen von Individualität gemeint sein kann (vgl. Kapitel 3.3).

⁹⁷ Siehe Kapitel 3.1

mehr Kraft besitzt, oder derjenige, der Nahrung zur Verfügung stellt, aber dies ist auch an Orten zu beobachten, wo niemand von Exklusionszonen der Gesellschaft reden würde. Man denke an Kriegszustände oder an Länder, die weitgehend von den Funktionssystemen der Gesellschaft ausgeschlossen bleiben, wo sich alternative und zum Teil viel ältere Formen des Zusammenlebens beobachten lassen. Aber Exklusion aus den Funktionssystemen heisst nicht Exklusion aus der Gesellschaft. Exklusion aus der Gesellschaft ist nicht beobachtbar und kann nur noch über die Wahrnehmung von Körpern im Inklusionsbereich der Funktionssysteme als Thema erscheinen. In den Massenmedien wird über Elend berichtet und es werden Körper gezeigt, welche hungern.⁹⁸

Bezieht man Inklusion auf Funktionssysteme in Teilen der Weltgesellschaft, in der sich die funktionale Differenzierung durchgesetzt hat, werden Exklusionen sich nur in Ausnahmefällen finden lassen. „Inklusion ist kein gesellschaftliches Ziel, sondern pure Faktizität der modernen Gesellschaft in unserer Region der Weltgesellschaft (...)“ (Nassehi/Nollmann 1995, S. 398).

Inklusion und Exklusion als steigerbare Sachverhalte zu sehen, die man quasi zählen oder gewichten kann, scheint schwierig zu sein (vgl. Luhmann 1989, S. 154). Wer ist mehr ins Wirtschaftssystem inkludiert, der der 100 Euro besitzt, der der 100'000 Euro besitzt oder derjenige, der zahlungsunfähig ist? Gerade die Zahlungsunfähigkeit ist eine wirtschaftsintern konstituierte Inklusionsform, mit der auf Personen zugegriffen werden kann. Inklusion darf nicht mit Gleichheit oder auch nur mit Gleichartigkeit der Inklusion verwechselt werden (vgl. Nassehi 2003, S. 103). Im Gegenteil: gerade die verschiedenen Formen der Inklusion erzeugen in Differenz zueinander zwangsläufig soziale Ungleichheit. Dementsprechend scheint es wenig Sinn zu machen, über weniger oder mehr Individualisierung von Adressen zu sprechen. Unerwünschte und erwünschte Inklusionen sind beides Formen von Individualisierung. Von schlechter Bildung kann nur in Differenz zu guter Bildung gesprochen werden, und beides ist Inklusion ins Bildungssystem. Zahlungsunfähigkeit ist nur in Differenz zu Zahlungsfähigkeit beobachtbar, und beides ist nötig, um von einem funktionierenden Wirtschaftssystem sprechen zu können. Benachteiligungen finden im Inklusionsbereich der Gesellschaft statt.

⁹⁸ Wir werden die Frage, wie diese „Körper“ trotzdem in den Blick von Kommunikationssystemen kommen können, in Kapitel 3.3 diskutieren.

Dementsprechend ist ein Bettler nicht aus dem Wirtschaftssystem exkludiert, sondern befindet sich im Inklusionsbereich der Wirtschaft, so unerfreulich diese soziale Lage für ihn auch sein mag. Und jemand, der kein Recht erhält ist, genauso im Rechtssystem inkludiert, wie jemand, dem Recht zugesprochen wird.⁹⁹ Das Schema Inklusion/Exklusion scheint für sich alleine genommen der Ungleichheitsforschung nicht viel Tiefenschärfe zu geben. Zumindest dann nicht, wenn man es ausschliesslich auf der Ebene der Gesellschaft und der Funktionssysteme ansetzt. Sozial ungleiche Lebenslagen sind Inklusionsfolgen der modernen Gesellschaft.

Um ein adäquateres Bild der verschiedenen Inklusionsverhältnisse und vor allem auch, um Exklusionen in den Blick zu kriegen, muss die Systemreferenz Organisation in die Inklusionstheorie der modernen Gesellschaft eingearbeitet werden (vgl. Nassehi/Nollmann 1995). Es ist unstrittig, dass keines der Funktionssysteme in ihren Leistungszentren auf Organisationen verzichten könnte. Die Wirtschaft wäre ohne Banken, Betriebe oder Börsen undenkbar, die Wissenschaft ohne Universitäten kaum vorstellbar. Wo immer sich Funktionssysteme ausdifferenzieren, geht dies mit der Herausbildung von Organisationen einher. Dabei gibt es keine Organisationen, welche ausschliesslich einem Teilsystem zuzuordnen sind: vielmehr werden über Organisationen Funktionssysteme strukturell gekoppelt. Kaum eine Organisation kommt ohne Geld aus, auch dann nicht, wenn sie sich als Schule oder Forschungsinstitution beschreibt. Und auch Wirtschaftsorganisationen koppeln sich mit dem Rechtssystem, indem sie sich als rechtsförmige Körperschaften selber binden. In Organisationen bilden sich Zonen „dichter gekoppelter Anschlussfähigkeit von Ereignissen“ (Nassehi 2002, S. 455), und Funktionssysteme nutzen ihrerseits Organisationen als Medien für ihren internen Ordnungsaufbau (vgl. ebd., S. 456).

Im Gegensatz zu Funktionssystemen ist Exklusion aus Organisationen Normalfall und Mitgliedschaft der Ausnahmefall. Im Unterschied zu ersteren scheinen Organisationen geradezu „Exklusionsmaschinen“ (Nassehi 2002, S. 469) zu sein,

⁹⁹ Man denke hier an den so genannten Wegweisungsartikel im Kanton Bern und auch in anderen Kantonen der Schweiz. Dieser Artikel besagt, dass Personen weg gewiesen werden können, wenn der begründete Verdacht besteht, dass sie oder andere, die der gleichen Ansammlung zuzurechnen sind, die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährden oder stören. Dieser Artikel wird gerade in Bezug auf Alkoholabhängige, Obdachlose und Punks angewendet.

indem sie immer nur hochgradig selektiv inkludieren, bei gleichzeitiger Exklusion aller anderen Personen. Exklusion bezieht sich nicht auf eine Form der Armut, z.B. Armut als ökonomische Kategorie, sondern lässt Kommunikationschancen von Personen sichtbar werden. „Exklusion ist ein mehrdimensionales Phänomen der Nichtzugehörigkeit und kommunikativen Nichtberücksichtigung, während Armut oft nichts mit Kontakt- und Integrationsproblemen zu tun hat, sondern vor allem eine ungünstige Positionierung von Individuen und Gruppen in Bezug auf Märkte meint (...)“ (Stichweh 2004, S. 361).¹⁰⁰ Aber nicht nur über Mitgliedschaft wird in Organisationen über Inklusion und Exklusion entschieden, sondern auch über Publikumsrollen (Komplementärrollen). Man denke hier an Schüler, Patienten, Klienten, oder auch an Autoren von Zeitschriftenbeiträgen, welche zwar alle nicht als Mitglieder von Organisationen betrachtet werden können, aber Leistungen von Organisationen beziehen. Damit werden primär Organisationen der empirische Ort, an dem Inklusionen von Menschen in die moderne Gesellschaft beobachtbar werden (vgl. ebd.). Empirisch dadurch, dass es sich um Inklusionen handelt, die an Personen adressiert werden können und vor allem auch dadurch, dass sie in Zukunft noch überprüfbar sind: das Zeugnis aus der Schule, eine bestimmte Qualifikation, eine Publikation in einer Zeitschrift oder ein Arbeitszeugnis. Organisationen regulieren den Zugang zu den Leistungszentren der Moderne, und genau dies gibt Nassehi/Nollmann (vgl. 1995, S. 401) die Möglichkeit, in Organisationen die Inklusionsinstanzen der modernen Gesellschaft zu sehen. Oder, in Worten von Luhmann (1994, S. 193): „Innerhalb der Organisationen und mit ihrer Hilfe lässt die Gesellschaft die Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit scheitern.“ Aus gesellschaftstheoretischer Sicht wird deutlich, dass in der sozialen Ungleichheit keine Abweichung von der modernen Gesellschaft diagnostiziert werden kann, sondern, dass Ungleichheit geradezu *eine Folge* der funktionalen Differenzierung und der mit ihr einhergehenden Ausdifferenzierung der Organisationen ist (vgl. Nassehi 2002, S. 469).¹⁰¹ Und wenn soziale Ungleichheit als Folge der Differenzierung und somit als Charakteristikum der Gesellschaft betrachtet werden kann, dann wird sich keine Norm finden, an der sich

¹⁰⁰ Die Armutforschung fasst mit ihrem Begriff der „Exklusion“ Erscheinungen, die systemtheoretisch gesehen, im Inklusionsbereich der Gesellschaft anfallen (vgl. Kronauer 1998, S. 123). Kronauer stellt dann zu Recht die Frage, ob es „vielleicht (...) gar keine Beziehung zwischen der Systemtheorie und der Armutforschung über Exklusion“ gibt (ebd., S. 125).

¹⁰¹ Und dementsprechend sind für Nassehi Organisationen nicht nur „Exklusionsmaschinen“ sondern auch „Ungleichheitsmaschinen“ (2002, S. 470).

Abweichungen erkennen lassen, an der also eine Normalisierungsarbeit ansetzen könnte.

3.2 Karriere als Form

Wir haben zwei Formen von Referenzen unterschieden, über die Erwartungen an Individuen reguliert werden. In Standesgesellschaften lag diese bei der Familie und der Schicht, in welche das Individuum hineingeboren wurde, während sie in der funktional differenzierten Gesellschaft bei der Individualität des Individuums selbst liegt. Motive für Handlungen werden individualisiert und nicht mehr über Schichten und somit über normative Vorgaben geregelt.¹⁰² Individualisierung ist dabei ein gesellschaftlicher Vorgang, was so viel bedeutet wie, dass sie das Individuum überkommt und es dazu verpflichtet. Die Individualisierung steht nicht zur Debatte. Die Gesellschaft und in ihr vor allem die Organisationen sind auf diese individualisierten Adressen angewiesen, um operieren zu können.¹⁰³

Das Angewiesensein auf individualisierte Adressen heisst aber auch, dass diese untereinander diskriminierbar sein müssen, dass also in die Individualität Differenzen eingezeichnet werden müssen. Während die Schicht etwas Statisches hatte, wodurch das Verhalten des Individuums für die Gegenwart und auch für die Zukunft antizipierbar war, wodurch also Zukunft bereits in der Gegenwart als „ausgedehnte Gegenwart“ (Nassehi 1999, S. 333) erscheint, wird diese Referenz nun selber beweglich, wird abhängig in der Zeit. Dies hat zur Konsequenz, dass Individualität aktuell nicht beobachtbar ist. Eine aktuelle Inklusion ist keine Referenz dafür, was in

¹⁰² Wir können mit Fuchs (vgl. 2005) vermuten, dass die Erfindung des Unbewussten genau auf das Problem der Polykontextualität reagiert, also auf die Unmöglichkeit, dass auf eine Schicht als Instanz verwiesen werden kann. Stattdessen wird diese nun ins Individuum hinein verlegt und ins Unbewusste verschoben: Das Unbewusste „ermöglicht dem Bewusstsein, sobald es damit konfrontiert wird, das Wegsortieren seiner massiven Irritation durch Zurechnung auf eine Instanz [...]“ (ebd.).

¹⁰³ Hier haben wir es mit der Paradoxie der Gleichzeitigkeit von Besonderem und Allgemeinen zu tun. Die Forderung zur Individualität ist eine Allgemeine. Mit dieser Gleichzeitig zurechtkommen zu müssen, so vermutet Lehmann, ist für das moderne Individuum wohl die grösste Herausforderung (vgl. 2005, S. 25f.).

der Zukunft geschieht und was in der Vergangenheit aktuell war.¹⁰⁴ Auch gibt beobachtete Inklusion keinen Hinweis darauf, ob zeitgleich noch andere Inklusionen stattfinden. Individualität findet jenseits einer aktuellen Inklusion statt, wird in keiner Inklusion mehr repräsentiert und ist dadurch unbeobachtbar. Individualität muss in eine Form gebracht werden, die sowohl die Zeitdimension wie auch aktuell mehrere Inklusionen erfassen kann. Erst über diese Form werden Differenzen sichtbar und können Organisationen Erwartungen regulieren und Gründe finden, die für oder gegen eine Mitgliedschaft von sozialen Adressen sprechen. Die Form, die dieses leistet, ist die Karriere. Sie dient zur Artikulation von Individualität in der Zeit (vgl. Luhmann 1989, S. 233).

Die Loslösung des Individuums aus festen Zuordnungen führt in der Moderne zu einem neuen Integrationsmodus, welcher das Individuum nicht mehr vollständig in einen Kommunikationskontext integriert, sondern Integration¹⁰⁵ nur noch über multiple – und vor allem auch über immer wechselnde – Inklusionen leisten kann. Dies führt dann auf der semantischen Ebene dazu, dass im ausgehenden 18. Jahrhundert der Begriff der Laufbahn, welcher die Vorstellung beinhaltet, dass der Lebensweg des Menschen weitgehend vorgegeben ist, durch den dynamischeren Begriff der Karriere ersetzt wird (vgl. Lehmann 2005, S. 27f).¹⁰⁶ Die Karriere ist die semantische Antwort auf die strukturell bedingte Exkludierung des Menschen aus der Gesellschaft. Die Karriere verspricht (unterstellt), dass das eigene Leben einen individuellen Verlauf erhält und abhängig von persönlichen Motiven und Erwartungen wird. Aber diese Zumutung trifft jedermann, auch jene, die sie vielleicht nicht tragen können oder keinen eigenen Gestaltungswillen zeigen möchten (vgl. Lehmann 2002b, S. 67). Die Karriere steht für die Kontingenz des eigenen Lebensweges und dafür, dass dieser sich nicht über eine Schicht ablesen lässt, sondern nun von der eigenen Karriere konditioniert und somit individualisiert wird. Die Karriere wirft das Individuum auf sich selbst zurück und gibt ihm nur noch auf

¹⁰⁴ Und wenn sie es dennoch ist, dann im Kontext von totalen Institutionen (vgl. Goffman 1973) Es stellt sich aber die Frage, inwieweit es in diesen Kontext noch Sinn macht überhaupt von Individualität als Exklusionsindividualität zu sprechen.

¹⁰⁵ Mit Integration ist kein wünschenswerter Zustand mehr gemeint, sondern die wechselseitige Einschränkung von Freiheitsgraden (vgl. Luhmann 1997, S. 603), die sich über diese multiple Inklusionen (in Organisationen) ergeben.

¹⁰⁶ Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Der Begriff der Karriere darf nicht auf ein Weiterkommen oder Höherklettern eingeschränkt werden (vgl. Luhmann 2000b, S. 102f.). Karrieren können auch stabil in der Zeit sein oder abwärts gehen.

diese Weise die Möglichkeit, sich in die Gesellschaft zu integrieren.¹⁰⁷ Für das Individuum hat dies zur Konsequenz, dass die Karriere „geradezu ein anderer Name für die Verunsicherung der individuellen Zuordnung“ (Lehmann 2005, S. 27) wird.¹⁰⁸

Die Inklusionsgeschichte des Individuums wird in der Moderne über die Form der Karriere an das Individuum gekoppelt. Die einzelnen Inklusionen geben dem Individuum in der Gesellschaft einen Platz, und zwar in dem Sinne dass das „Gesellschaftssystem Personen vorsieht und ihnen Plätze zuweist, in deren Rahmen sie erwartungskomplementär handeln können; etwas romantisch könnte man auch sagen: sich als Individuen heimisch fühlen können“ (Luhmann 1997, S. 621). Bezieht man dies auf Organisationen, in welchen wir die Inklusionsinstanzen der modernen Gesellschaft sehen, wird sofort ein markanter Unterschied zu Inklusionen in Funktionssystemen sichtbar. In Organisationen werden diese Erwartungskomplementaritäten über vertragliche Vereinbarungen geregelt und dadurch sozial beobachtbar und adressierbar gemacht. In Funktionssystemen wird die Erwartungskomplementarität dagegen auf Erfolgsmedien abstrahiert und somit „kontextunabhängig“ (ebd., S. 362). Funktionssysteme inkludieren, ohne soziale Adressen in Erinnerung halten zu können. In Organisationen hingegen werden Inklusionen riskant weil beobachtbar. Sie können sowohl zu Bedingungen wie auch zu Hindernissen für zukünftige Inklusionen werden.

Inklusion in eine Organisation heisst adressierbare Inklusion und bedeutet gleichzeitig, dass diese über Entscheidung stattgefunden hat, also auf eine Inklusionsinstanz verweist. Und im Gegensatz zu Interaktionen und Funktionssystemen haben Organisationen die Möglichkeit, als kollektive Akteure aufzutreten (vgl. Luhmann 1994, S. 191). Sie können dadurch Inklusionen von sozialen Adressen sich selber als eigene Entscheidung zurechnen, oder, etwas allgemeiner und in Bezug auf die Karriere formuliert: „Nur die Organisation kann beliebige Ereignisse sowohl dem Individuum als auch sich selbst als Entscheidung zurechnen, nur die Organisation kann jener Beobachter sein, der die Karriere als Kombination von Selbstselektion und Fremdselektion entwirft [unter Verweis auf

¹⁰⁷ Nach Luhmann ist die Karriere der einzige reale (= widerstandstestete) Integrationsmodus in einem mit Organisationen durchsetzten Zeitalter (vgl. Luhmann 2000b, S. 101).

¹⁰⁸ Man vergleiche hier die Ähnlichkeit zu Beck (vgl. Kapitel 3.1), der die Unsicherheit des Individuums darin sieht, dass es nur noch seine eigene Normalität erfahren kann.

Luhmann], als Kopplung von individuellen Aspirationen und sozialen Realisationen [unter Verweis auf Bourdieu]“ (Lehmann 2002b, S. 73).¹⁰⁹ Inklusionen welche über Entscheidungen zustande kommen, sind im Unterschied zu anderen Formen der Inklusion adressierbar, und dies nicht nur in Bezug auf die inkludierte Adresse, sondern – und das ist der wesentliche Unterschied – auch in Bezug auf die inkludierende Instanz. Und erst das gibt die Möglichkeit, dass karriererelevante Formen der Inklusion entstehen, die Selbst- und Fremdselektion integrieren, die Erwartungskomplementaritäten sichtbar machen, oder in einfacheren Worten: Formen der Inklusion, in der Erwartungen zwischen Organisation und Mitglied abgestimmt sind und zumindest eine „fiktive Gemeinsamkeit“ (Luhmann 1964, S. 68) zwischen Organisation und der Person in der Mitgliedschaft angenommen werden kann. In der Form von Arbeitszeugnissen lassen sich die gestellten Erwartungen der Organisation an die Inklusionsform ablesen und kann beurteilt werden, ob diese durch die inkludierte Adresse erwartungskonform, besser oder schlechter erreicht wurden, als von der Organisation erwartet.

Luhmann/Schorr definieren Karriere als eine Sequenz „von selektiven Ereignissen, die Personen mit positiv oder negativ bewerteten Attributionen verknüpfen bzw. solche Verknüpfungen lösen [...]“ (1988, S. 278). Karriererelevant werden dabei diejenigen Ereignisse, die selber wiederum karriererelevant sind, also Anschlussmöglichkeiten generieren (vgl. Luhmann 1989, S. 233). Berufspositionen können Einfluss auf weitere Berufspositionen haben, aus Vorstrafen können bei fortführender Kriminalität unbedingte Strafen werden. Aber es ist auch an Spill-over-Effekte¹¹⁰ zwischen Funktionssystemen zu denken. So kann sich die abnehmende Kaufkraft einer Familie auf die Ausbildungschancen ihrer Kinder auswirken, wenn dadurch zum Beispiel das Geld für den benötigten Nachhilfeunterricht fehlt. Der Kaufkraftverlust kann sich auch in vielen anderen Funktionskontexten negativ auswirken, man denke daran, dass auch der Zugang zu Museen und Massenmedien Geld kostet. Welche Stationen der bisherigen Karriere als karriererelevant für eine potentielle Inklusion betrachtet werden, entscheidet sich bei

¹⁰⁹ Auch Brosziewski weist darauf hin, dass die Karriere nur dann als soziale Form fungieren kann, wenn die Stationen der Karriere auch die Entscheidungen anderer symbolisch integrieren. Alle Stationen der Karriere müssen daher auf Selbstselektion der Individuen und zugleich auf Fremdselektion durch andere (z.B. Bewertungen von Organisationen) verweisen (vgl. 2005, S. 7).

¹¹⁰ Vgl. zu diesem Begriff und seiner Bedeutung für die Soziale Arbeit Fuchs/Schneider (1995)

den Inklusionsinstanzen. Es kann dann durchaus karriereförderlich sein, wenn man angibt, dass man in einer Reitschule war und sich nun als Pferdepfleger bewirbt. Es scheint für eine Arztkarriere aber nicht förderlich zu sein, seine Mitgliedschaft in einem Swingerclub in seinem Lebenslauf zu erwähnen. Karriereförderlich können aber auch adressierbare Inklusionen sein, die nicht unbedingt in Organisationen stattfinden. Man denke an Wochenendseminare, die im privaten Rahmen stattfinden. Allerdings weisen diese Seminare in der Regel trotzdem eine gewisse formale Organisation auf. Diese Beispiele zeigen die Kontingenz, welche die auf den ersten Blick scheinbar gleiche Karriere haben kann. Sie variiert je nach Beobachter und gibt dem Individuum die Möglichkeit des Versuches, seine eigene Karriere zu manipulieren, also bestimmte Beobachtungen der eigenen Karriere zu provozieren und andere zu verhindern.¹¹¹

Über die Karriere lässt sich die Inanspruchnahme einer sozialen Adresse, die sowohl sachlich hochselektiv wie auch zeitlich hochtemporalisiert ist, in Sequenzen ordnen (vgl. Lehmann 2002b, S. 67). Über die Kette dieser Inklusionen wird Individualität beobachtbar und ergeben sich für Organisationen Selektionsmöglichkeiten über die sie entscheiden können, ob Personen für Inklusionen in Frage kommen oder nicht. Karrieren dienen den Organisationen zur Unsicherheitsabsorption. Sich aber nur auf die bisherige Karriere des Individuums zu verlassen ist riskant. In der Regel dienen dann auch Bewerbungsgespräche und Probezeiten als weitere Selektionsmöglichkeiten für Organisationen.

Die Karriere zeigt, dass das Individuum in der Gesellschaft eine Geschichte besitzt, und dass diese nicht mehr an einen Telos gebunden ist, sondern aus einer offenen Struktur loser, gekoppelter, kontingenter Zurechnungen besteht (vgl. Lehmann 2002a, S. 389). Diese Zurechnungen – diese Formen der Inklusion – werden von einem Beobachter zu einer Kette verknüpft, wobei es keine Beobachterhierarchie mehr gibt (vgl. ebd., S. 390). Je nach Beobachter ändert sich die scheinbar gleiche Karriere, ohne dass aber die Person als Einheit in Frage gestellt wird. Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wird hier nicht mehr über die Unterscheidung von Norm und Abweichung gefasst, in dem man auf der Seite der Norm von erfolgreicher und auf der Seite der Abweichung von misslungener

¹¹¹ Darum legen Organisationen auch grossen Wert darauf, dass der Lebenslauf keine zeitlichen Lücken im Erwerbsleben aufzeigt.

Integration sprechen kann. An diese Stelle tritt die Karriere, welche in sich selber Selbst- und Fremdelektion integriert. Und die Instanz, welche die Funktion übernimmt, diese Integration zu leisten, ist die Organisation.¹¹² Damit wechselt die Referenz des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaften auf einen Beobachter (Organisation) und macht damit gleichzeitig deutlich, dass Karrieren von Personen je nach Beobachter variieren und somit auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Karriere scheint zu berücksichtigen, was wir weiter oben (3.1) kritisiert haben: die Gesellschaft selbst erscheint kontingent. Karriere verweist auf einen Beobachter, der selber eines nicht sein kann: die Gesellschaft. Die Frage, die uns im nächsten Kapitel beschäftigen wird, ist die, wie sich innerhalb der Karriere einer Person Hilfsbedürfnisse begründen lassen.

Karrieren beobachten heisst Individualität beobachten. In dem Moment, in dem die Karriere zu ‚verblassen‘ beginnt, in dem sie also aus dem Inklusionskontext der Gesellschaft verschwindet, verliert die Person gleichzeitig – aus Sicht der Gesellschaft – ihre Individualität. Mit Verblassen ist eine absichtslose Ignoration (ein soziales Nichtereignis) gemeint, ein nicht mehr Erscheinen im Kommunikationskontext der Gesellschaft. Und dieses Verblassen lässt keine Rückschlüsse auf übergeordnete Interessenslagen erkennen, wodurch die völlige Bedeutungslosigkeit innerhalb der Gesellschaft gekennzeichnet wird (vgl. Farzin 2006, S. 61). „Wir wissen: es ist von Ausbeutung die Rede oder von sozialer Unterdrückung [...]. Wenn man jedoch genau hinsieht, findet man nichts, was auszubeuten oder zu unterdrücken wäre“ (Luhmann 1995d, S. 147). Die Frage, die sich uns stellen wird, ist wie dieses Verblassen von Karrieren in den Blick der Sozialen Hilfe kommen kann.¹¹³

3.3 Funktion Sozialer Hilfe

Funktionssysteme übernehmen in der Gesellschaft jeweils eine spezifische gesamtgesellschaftliche Funktion, die nur und ausschliesslich in diesem System bearbeitet werden. Die Frage, ob es sich bei der Sozialen Hilfe um ein eigenes Funktionssystem handelt, wird in der Theorie seit gut 10 Jahren diskutiert. Baecker

¹¹² Brosziewski (vgl 2005, S. 7) erwähnt neben Organisation auch Netzwerke und Reputation (vgl. ebd.). Wir werden diese aber hier nicht weiter berücksichtigen.

¹¹³ Vgl. dazu 3.3

hat in einem Aufsatz von 1994 (vgl. Baecker 1998¹¹⁴) zum ersten Mal die Vermutung geäußert, dass es sich bei der Sozialen Hilfe um ein funktionales Teilsystem der Gesellschaft handeln könnte. Der Sozialen Hilfe komme dabei die Aufgabe zu, Inklusionsprobleme der Bevölkerung in die Gesellschaft zu betreuen, „die von anderen Funktionssystemen nicht mehr aufgegriffen werden und von der Politik alleine, also wohlfahrtsstaatlich, nicht mehr betreut werden können“ (ebd. S. 181.). Mit der Idee eines eigenen Funktionssystems der Sozialen Hilfe ergeben sich theoretische Umstellungen, die es nicht mehr erlauben, mit der Differenz von Konformität und Abweichung mit Bezug auf die Gesellschaft zu argumentieren. Die Referenz wechselt von der Gesellschaft als Einheit auf ein Funktionssystem, welches seine Einheit über einen spezifischen Code erhält (vgl. ebd.). Über diesen Code werden nicht Verhaltensweisen von Personen sortiert, also z.B. abweichendes im Unterschied zu konformem Verhalten, sondern bestimmte Formen von Kommunikation. Der Code ist eine Struktur, die es dem System erlaubt, eigene von nicht eigenen Operationen zu unterscheiden. Dabei orientiert der Code die Operationen des Systems entsprechend der Funktion, welche das System erfüllt. Er übersetzt also den Gesichtspunkt der Funktion in eine Leitdifferenz. (vgl. Luhmann 1995a, S. 302).

Mit der Funktionsbestimmung Sozialer Hilfe knüpft Baecker explizit an die These Luhmann's an, dass die Funktion des Helfens in der Bereitstellung eines erwartbaren zeitlichen Ausgleiches von Bedürfnissen und Kapazitäten liegt.¹¹⁵ Komplementär zur Wirtschaft als System der „Daseinsvorsorge“, geht es dabei der Sozialen Hilfe „um ‚Daseinsnachsorge‘ im Sinne einer gegenwärtigen Kompensation aus der Vergangenheit übernommener Defizite an Teilnahmechancen an gesellschaftlicher Kommunikation“ (vgl. Baecker, S. 185).¹¹⁶ Als Code schlägt Baecker Hilfe versus Nicht-Hilfe vor. Helfen ist dabei der Anschlusswert, welcher dem System als Anschluss- und Ausgangspunkt einer weiteren Operation der Hilfe dient. Über die negative Seite des Codes kann das System sonstige Kommunikationen in der Welt danach abscannen, ob sie nicht als Ansatzpunkte für

¹¹⁴ Die zitierte Quelle ist ein Wiederabdruck des ursprünglich 1994 erschienen Aufsatzes.

¹¹⁵ Vergleiche Kapitel 1

¹¹⁶ Luhmann wägt in diesem Beitrag (1973) nicht die Möglichkeit ab, ob es sich hier um ein eigenes Funktionssystem handelt. In einem späteren Werk (1997) äussert er jedoch die Vermutung, „dass sich ein neues, sekundäres Funktionssystem bildet, das sich mit den Exklusionsfolgen funktionaler Differenzierung befasst – sei es auf der Ebene der Sozialhilfe, sei es auf der Ebene der Entwicklungshilfe.“ (Luhmann 1997, S. 633)

Defizitkompensation, also für Hilfe genommen werden können, und andererseits dient der Code als Reflexionswert, der es dem System erlaubt, jede Form der Hilfe danach zu reflektieren, ob sie als beendet, also als abschliessbar betrachtet werden kann (vgl. ebd., S. 188). Im Unterschied zur Differenz von Konformität und Abweichung wird Hilfe somit für Organisationen, die sich auf Hilfe spezialisieren, entscheidungsfähig (vgl. ebd., S. 182). Geholfen wird, wenn Programme für die Hilfe vorliegen, und über Nicht-Hilfe kann der Erfolg der Hilfe reflektiert und darauf aufbauend über die Fortsetzung oder Beendigung der Hilfe entschieden werden.¹¹⁷

Die Besonderheit der Sozialen Hilfe liegt nach Baecker darin, dass sie stellvertretend für andere Funktionssysteme inkludiert (vgl. ebd., S. 192f.). Im Gegensatz zu diesen kann sich Soziale Hilfe nicht an ihren konkreten Problemfällen festhalten, um daraus ständig neue Hilfe generieren zu können. In dem Moment, in dem sie dies trotzdem tun würde, stellt sie ihre eigene Funktion in Frage, denn Hilfe muss potentiell als abschliessbar gedacht werden. Sie regeneriert sich nicht an ihren eigenen Problemen, wie dies andere Funktionssysteme tun (Vorsorge für Vorsorge, Glauben an den Glauben).¹¹⁸ „Der Grund liegt darin, dass das System der Sozialhilfe seine Funktion nur erfüllt, wenn es die stellvertretende Inklusion, die es bewerkstelligt, in Inklusion überführen kann, die gerade nicht von ihm, sondern von den anderen Funktionssystemen geleistet werden muss“ (ebd., S. 193). In einem späteren Aufsatz erwähnt Baecker (vgl. 2000), dass an Stelle von „stellvertretender Inklusion“ auch von „sekundärer Kommunikation“ gesprochen werden kann.¹¹⁹ Er knüpft dabei explizit an die These von Fuchs/Schneider (vgl. 1995) an, die besagt, dass es sich bei der Sozialen Arbeit um ein sekundäres Funktionssystem handle, welches Folgeprobleme der funktionalen Differenzierung bearbeitet. Die Differenz von „sekundärer Kommunikation“ und „primärer“ resp. „normaler“ Inklusion liegt dabei in der Kontingenzmöglichkeit der gewählten Kommunikation selbst. Von primärer Inklusion redet Baecker dann, wenn die gewählte Inklusion sich gegenüber

¹¹⁷ Dies wird für die Organisation somit unabhängig von der Frage entscheidbar, ob auf Referenz der Gesellschaft noch weitere Formen der Hilfe nötig wären. Genau dies scheint mir der Unterscheidung Konformität/Abweichung nicht zu gelingen. Mit dieser Unterscheidung scheint ein Fall Sozialer Hilfe für Organisationen unabschliessbar zu sein.

¹¹⁸ Das System der Sozialen Hilfe teilt das Dilemma der das System diskontinuierenden Operationen mit anderen Systemen wie z.B. dem Gesundheitssystem oder Erziehungssystem (vgl. Baecker 1998, S. 193).

¹¹⁹ Wir bevorzugen den Begriff der „sekundären Kommunikation“. Mir fehlt die Vorstellung dazu, wie ein System „stellvertretend inkludieren“ kann.

den nicht gewählten Optionen, also gegenüber ihrer eigenen Kontingenz attraktiv halten kann (vgl. 2000, S. 43). Die gewählte Selektion kann also im nächsten Moment wieder in Frage gestellt werden. Von „sekundärer Kommunikation“ oder „stellvertretender Inklusion“ soll hingegen dann die Rede sein, wenn Einschränkungen vorliegen, die sich selbst nicht zur Disposition stellen können.¹²⁰ Und genau in diesem spezifischen Sinne, kann diese Form der Kommunikation nicht als modern betrachtet werden, zumindest dann nicht, wenn wir mit Luhmann die Kontingenz als „Eigenwert der modernen Gesellschaft“ (1992, S. 93) sehen. Dies ermöglicht es Baecker, von einer „sekundären Kommunikation“ zu reden. Wenn wir dies auf unser Bezugsproblem beziehen, wird deutlich, was damit gemeint sein kann. Individualität reduziert sich auf Hilfsbedürftigkeit, die Karriere eröffnet immer weniger Inklusionsmöglichkeiten, und dem Gang zum Sozialamt geht in der Regel keine Entscheidung voraus, die auch anders hätte ausfallen können, zumindest dann nicht, wenn man im Betteln oder in der Kriminalität keine Alternative sieht.

Das Verschwinden eines Horizontes von möglichen Inklusionen ist das, was wir als „verblassen der Karriere“ bezeichnen wollen. Verblassen heisst in diesem Kontext, dass die Karriere einer Person immer mehr zur optionsfreien Selbstfestlegung führt und kontingente Inklusionen nur noch über Soziale Hilfe in Aussicht gestellt werden können. Die Hilfe findet dann statt, wenn die systemintern konstruierte Karriere der Person keine relevanten Stationen mehr enthält, die sie für andere Organisationen und Funktionssysteme attraktiv machen könnte. Geholfen wird, weil aus Sicht der helfenden Institution gerade keine Alternative zur Hilfe sichtbar wird.¹²¹

Soziale Hilfe reagiert auf ein Problem, welches sich die Gesellschaft mit der Umstellung von stratifizierter Gesellschaft auf funktional differenzierte Gesellschaft selber gibt (vgl. Fuchs 2000, S. 160). Es geht um die Umstellung von Inklusions- auf Exklusionsindividualität, von einer Generalinklusion, die sich über die Schicht regelte, zu Inklusionen, die auf individualisierte Adressen angewiesen sind. Soziale Hilfe reagiert somit auf Probleme, die erst dann entstehen, wenn die Gesellschaft

¹²⁰ So ist eines der Leitprinzipien der Sozialhilfe die Subsidiarität. Die Hilfe wird erst dann geleistet, wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft sind, oder, in den Worten eines Sozialarbeiters zu einem Klienten: „Wir sind hier die letzte der letzten Stationen“ (vgl. Maeder und Nadai 2003, S. 150f.).

¹²¹ Ob das Individuum, dem geholfen wird, dies auch so sieht, oder ob es die Hilfe einfach anderen – für sich sichtbaren - möglichen Inklusionsformen vorzieht, können wir dabei offen lassen.

auf individualisierte Adressen rekurrieren muss, um sich reproduzieren zu können. In diesem Sinne ist die These von Fuchs kompatibel mit der These von Baecker, dass Kommunikationen der Sozialen Hilfe „sekundäre Kommunikationen“ sind. Es sind Formen der Kommunikation, die erst mit der Umstellung auf funktionale Differenzierung problematisch werden, weil sie nicht auf Kontingenz sondern auf feste Integration – und somit auf Alternativlosigkeit der Inklusionen – verweisen. Und Alternativlosigkeit von sozialen Adressen verweist auf das Verblässen einer Karriere, sie erscheint nicht mehr im Möglichkeitshorizont potentieller Inklusionen in anderen Kommunikationskontexten.

Nach Fuchs exerziert das System der Sozialen Arbeit „die Funktion der Eröffnung, Wiedereröffnung (oder Simulation dieser Eröffnungen) der Chance zur Chance von Inklusion unter der Bedingung einer funktional differenzierten Gesellschaft“ (Fuchs 2005b, S. 14).¹²² Es geht darum, Karrieren von Personen für die Gesellschaft wieder anschlussfähig zu machen, in ihr Differenzen zu erzeugen, welche für Organisationen als potentielle Soziale Adressen in Frage kommen. Soziale Arbeit kann dabei nur an der Erzeugung der Bedingung der Möglichkeit der Chance zur dieser Inklusion arbeiten (vgl. ders. 2000, S. 161). Es geht um eine doppelte Modalisierung: die Erzeugung der Möglichkeit einer Möglichkeit. Was sie nicht kann, ist die direkte Re-Inklusion in andere Systeme selber zu leisten.

Hilfe begründet sich in der Sachdimension und nicht in der Sozialdimension. Es geht um die Frage, wie ein konkreter Klient (Sozialdimension) über „ein Verfahren der Bedürftigkeitsprüfung“ (Bardmann/Hermsen 2000, S. 103) zu einem Fall der Sozialen Hilfe konstruiert wird, an welchem sich spezifische Programme der involvierten Organisation anlaufen lassen können. Nimmt man diese Erkenntnis ernst, dann heisst dies auch, dass Soziale Arbeit nicht Arbeit an Menschen ist. „*Soziale Arbeit* ist (...) Arbeit an sozialen Adressen und nicht: Arbeit an Leuten (...). Es dreht sich nicht um die Veränderung von Individuen. Sie ist, sollte man meinen, nicht nur aus logischen, sondern auch aus ethischen Erwägungen ausgeschlossen. Das System *re-organisiert stattdessen Adressabilität*“ (Fuchs 2000, S. 162). Fuchs

¹²² Wir beziehen dies nun aber primär auf Organisationen. Wie wir weiter oben gesehen haben, ist Inklusion in Funktionssysteme – zumindest in den westlichen Ländern – immer schon gegeben. Damit verschiebt sich auch der Problemfokus. Es geht nicht mehr um das Problem, dass die Gesellschaft Inklusion aller Personen in allen Funktionssystemen der Chance nach gewährleisten muss (vgl. Fuchs 2000, S. 160), sondern um das Problem, dass die Gesellschaft auf individualisierte Adressen angewiesen ist.

identifiziert die binäre Codierung Sozialer Arbeit in der Differenz von Fall versus Nicht-Fall (vgl. Fuchs/Schneider 1995, Fuchs 2000). Der Vorteil gegenüber dem Vorschlag von Baecker scheint darin begründet zu sein, dass mit diesem Code deutlicher wird, dass bevor über Hilfe oder Nicht-Hilfe entschieden werden kann, ein Fall der Sozialen Hilfe konstruiert werden muss, anhand von dem spezifische Formen der Hilfe begründet werden können. Erst die Konstruktion des Falles abstrahiert von der jeweiligen Person und macht diesen bearbeitungsfähig, sprich macht es möglich, über Formen der Hilfe zu entscheiden, die anschliessen können.¹²³ Der Fall macht deutlich, dass die Kriterien, die gegeben sein müssen, damit Hilfe anlaufen kann, systemintern kreiert werden. Und die Reduzierung auf einen Fall – und damit einher geht die Nichtberücksichtigung weiterer Probleme – macht es möglich, ein Ende des Falles in Aussicht zu stellen und zwar auch dann, wenn noch viele weitere Gründe gefunden werden könnten, die Helfen ermöglichen würden.¹²⁴ Mit anderen Worten: Nicht-Helfen kann nicht der Reflexionswert Sozialer Hilfe sein, da über Nicht-Hilfe nicht über Ausschluss aus dem System Sozialer Hilfe entschieden wird (vgl. Lehmann 1996, S. 24f.). Der Code Helfen/Nicht-Helfen scheint den Fall vielmehr in der Zeitdimension entfalten zu können, indem über ihn entschieden wird, ob eine Hilfe anläuft oder nicht resp. noch nicht.¹²⁵ Hilfe und auch Nicht-Hilfe sind beides Anschlusswerte auf der Seite des Falles.

Die Frage ist dann ob Fall/Nicht-Fall ein plausibler Code für die Soziale Hilfe sein kann. Gelingt es darüber eine "Totalität des Entweder/Oder" (Fuchs 2001, S. 161) zu schaffen und somit systemeigene von systemfremden Operationen zu trennen? Nach Fuchs/Schneider sucht der Code Fall/Nicht-Fall besondere „Ungleichheitslagen von Personen, die durch Generalisierung von Exklusionen entstehen“ (1995, S. 213).¹²⁶ Wir haben aber oben ausführlich diskutiert, dass Ungleichheit gerade ein

¹²³ Dies scheint mir gemeint zu sein, wenn Lehmann sagt, dass der Code Hilfe/Nicht-Hilfe keine Anlässe finden kann (vgl. Lehmann 1996, S. 25). „Er bezeichnet das, was das System tut (oder – im Moment – unterlässt). Er bezeichnet aber nicht wann und wem geholfen werden muss“ (ebd.).

¹²⁴ Ein weiteres Argument welches gegen den Code Helfen/Nicht-Helfen spricht, liefert Lehmann (vgl. 1996, S. 24f) indem sie darauf hinweist, dass dieser Code Helfen nicht wartefähig machen kann. Aber genau dies würde der Fall ermöglichen.

¹²⁵ Damit kann der Bedürfnissausgleich mittels Hilfe wartefähig gehalten werden. Vgl. zur Notwendigkeit den Bedürfnissausgleich wartefähig zu machen Luhmann (1973)

¹²⁶ Präziser formuliert, sehen Fuchs/Schneider die Fallkonstruktion in einer doppelten Transformation, „als Transformation von sozialen Ungleichheiten [...] in soziale Problemlagen und als Transformation von sozialen Problemlagen in Fälle [...]“ (1995, S. 213f.).

Charakteristikum der modernen Gesellschaft ist und können so mit Lehmann vermuten, dass dieses Schema viel zu allgemein ist, denn jeder kann und tut sich auch als ungleich im Vergleich zu anderen beobachten und dies gerade auch im Inklusionsbereich der Gesellschaft (vgl. Lehmann 1996, S. 26). Es spricht aber noch ein weiterer Grund, der gegen den Code Fall/Nicht-Fall argumentiert: der Code selber ist viel zu allgemein. Auch die Klienten in der Kanzlei sind Fälle und etwas kann als Fall vor dem Richter werden, der Patient ist ein Fall für den Arzt und in der Schule entstehen Fälle, zumindest dann, wenn der Schüler auch ausserhalb des Unterrichts zum Thema wird, z.B. zu einem Fall der Lernbehinderung.

Die Unterscheidungen Norm/Abweichung und Gleich/Ungleich begründen die Notwendigkeit der Hilfe in Differenz zur Gesellschaft resp. allgemeinen Bezugsnormen oder aber zu anderen Personen. Stattdessen soll hier versucht werden, das Bedürfnis auf Hilfe anhand der Karriere zu begründen und nicht in Differenz zu externen Sachverhalten. Wir folgen dabei einen Vorschlag von Lehmann, welcher von der Literatur bisher noch nicht rezipiert wurde. Lehmann greift den Vorschlag von Fuchs/Schneider auf, kommt aber ebenfalls zum Schluss, dass der Code Fall/Nicht-Fall viel zu allgemein resp. zu beliebig ist (vgl. ebd. S. 26). Das System braucht vielmehr einen Suchmechanismus, „der nach an Personen adressierten Exklusionsfolgen sucht (...)“ (ebd., S. 26). Der Code Bedürftig/Nichtbedürftig scheint dies zu ermöglichen (vgl. ebd. S. 29).

Bedürftigkeit lässt sich über die Karriere einer Person begründen und zwar genau dann, wenn die Karriere keine Inklusionschancen in Organisationen mehr erhoffen lässt und die Zukunft dadurch „immer mehr unmöglich und notwendig erscheint“ (vgl. ebd. S. 26f.). Wer bedürftig ist, verschwindet aus dem Blick der Gesellschaft, zumindest als relevante Soziale Adresse und somit auch als Person. Gesehen wird dann noch der Körper, der auf der Strasse oder am Bahnhof auf der Bank liegt. Wenn individualisierte Adressen für das Operieren der Gesellschaft notwendig sind und Soziale Hilfe die Funktion hat, diese für die Gesellschaft wieder sichtbar zu machen, dann darf die Soziale Hilfe sich selbst nicht alleine auf das Beobachten von Adressen verlassen, sie muss auch die in den Blick bekommen, die nicht mehr in Form von Adressen beobachtbar sind, sondern nur noch als Körper in den Blick

kommen.¹²⁷ Und diese Individuen weisen in der Regel Symptome auf, die man beobachten kann, und dies umso eher, je deutlicher sie auf den Körper verweisen (vgl. ebd., S. 27).¹²⁸ Anders als an diesem würde man den Alkoholiker auf der Strasse oder die Verwahrlosung einer Anwohnerin nicht registrieren können.¹²⁹

Dies macht deutlich, dass das System Sozialer Hilfe auf Wahrnehmung angewiesen ist, es kann auf Interaktionen nicht verzichten. Und auch die, die über soziale Adressen (noch) beobachtbar sind, müssen in der Regel mit ihrem Körper bei der Organisation erscheinen, wenn sie wollen, dass ihnen Hilfe zukommt. Und wenn bei einem angeblichen Obdachlosen keine Körpersymptome wahrnehmbar sind, dann sorgt dies zumindest für Misstrauen auf dem Sozialamt, und der scheinbar abstinent lebende Alkoholiker verrät sich selbst, wenn der Geruch des Alkohols ihn begleitet.

Doch Symptome sind nur Evidenzen, die sich über die Wahrnehmung aufdrängen. Sie müssen von der blossen Wahrnehmbarkeit abstrahiert werden und auf ein mögliches dahinter liegendes Problemsyndrom abgesucht werden. Dieses Entfalten des Symptoms in der Zeitdimension, lässt ein relativ fest verkoppeltes Syndrom hervortreten, welches in der Regel aus aufeinander verweisende Exklusionen besteht (vgl. ebd., S.27). Die Form über welche diese Beobachtung in den Blick kommt, ist die Karriere. „Das Beobachten dieser Wahrnehmung [der Symptome] auf Zeit hin, das Thematisieren von Karrieren also, kann dann das konstruieren, was für die Organisationen des Systems ein Fall ist“ (ebd., S. 28). Bedürftigkeit entsteht dann, wenn die Soziale Hilfe in der Karriere einer Person dieses „Exklusionssyndrom“ registriert und daraus einen Fall der Sozialen Hilfe konstruieren kann. Die Abwesenheit des Syndroms verweist demnach auf Nicht-Bedürftigkeit und begründet ein Ende des Falles, resp., dass kein Fall der Sozialen Hilfe aus dieser Karriere konstruiert werden kann, weil in ihr das „Exklusionssyndrom“, welches Programme der Sozialen Hilfe anlaufen lassen

¹²⁷ Man denke hier an die Gassenarbeit, mobile Jugendarbeit und anderen Formen der aufsuchenden Sozialarbeit.

¹²⁸ Es ist unter Klienten bekannt, dass es nicht von Vorteil sein muss, wenn man auf dem Sozialamt in teuren Kleidern erscheint und eine teure Uhr trägt. Damit ist auch klar, dass es Parasiten gibt, dass man Symptome darstellen kann.

¹²⁹ Es liegt auf den ersten Blick nahe, in diesem Körperbezug den symbiotischen Mechanismus der Sozialen Hilfe zu sehen. Allerdings spricht dagegen, dass dieser Körperbezug nicht die Krise markiert, also nur dann stattfindet, wenn das System in seinem Operieren behindert wird. Der Körperbezug scheint generell Bedingung dafür zu sein, damit das System in Gang kommt, damit also ein Fall konstruiert werden kann.

könnte, nicht registriert werden oder die Organisationen, in welcher die Hilfe geleistet wird, keine Programme anbietet.

Die Differenz zwischen Bedürftigkeit und der Konstruktion eines Falles darf an dieser Stelle nicht verwischt werden. Die Bedürftigkeit alleine, also der Anblick der Not, löst noch keine Hilfe aus.¹³⁰ Sie verweist lediglich auf eine Disposition der Person (vgl. ebd., S.27). Hier wird die Differenz zwischen der Profession und der Organisation deutlich. Der Professional kann auch Gründe für die Konstruktion eines Falles finden, die nicht im Aufgabenbereich der Organisation liegen. Eine Fallkonstruktion findet aber erst dann statt, wenn in der Bedürftigkeit Anknüpfungspunkte gefunden werden können, an die eine organisierte Hilfe anschliessen kann.¹³¹ Also erst, wenn aus der Bedürftigkeit ein Fall konstruiert wird, können Programme der Hilfe anschliessen.¹³²

Im Sinne der Sozialen Hilfe erscheint Bedürftigkeit als Folge der Karriere und nicht und nicht als Ausblick auf eine zukünftige Karriere. Letzteres kann ein Bedürfnis auf Ausbildung begründen, aber im Gegensatz zu einem „danach“ wird ein „noch nicht“ oder ein „vorher“ innerhalb der Karriere markiert und verweist somit nicht auf eine Exklusionsgeschichte.¹³³ Bedürftigkeit im System der Sozialen Hilfe verweist auf ein Exklusionssyndrom, oder – um es direkt auf Karriere zu beziehen - auf den Verlust von Inklusionen. Diese Form der Bedürftigkeit ist es, welche die Konstruktion eines

¹³⁰ Ich vermute, dass in diesem Kontext der symbiotische Mechanismus angesiedelt ist. Nämlich dann, wenn Symptome sichtbar werden, die unmittelbar erkennen lassen, dass Hilfe unmittelbar erforderlich ist. Diese Form der Hilfe ist aber in der Regel auf die Unterstützung des Arztes oder Richters angewiesen. Ich denke hier an einen fürsorglichen Freiheitsentzug oder an die Einweisung in eine Psychiatrie. Diese Form der Hilfe kann sich nicht mehr auf die Karriere verlassen, sondern orientiert sich direkt am Körper selber.

¹³¹ Dies plausibilisiert sich dadurch, wenn man beachtet, welche Bedeutung die Triagefunktion im Sozialbereich hat. Das Verweisen auf andere Stellen, die sich auf andere Bedürftigkeiten spezialisieren als die eigene Organisation, ist ein wichtiger Teil Sozialer Arbeit. Man könnte allerdings nur schon in der gemachten Verweisung auf eine andere Stelle, die Konstruktion eines Falles sehen. Wir werden dies aber nicht weiter verfolgen.

¹³² So schreibt Luhmann: „Die helfende Aktivität wird nicht mehr durch den Anblick der Not, sondern durch einen Vergleich von Tatbestand und Programm ausgelöst und kann in dieser Form generell und zuverlässig stabilisiert werden“ (1973, S. 34).

¹³³ Die Anwendung der Vorher/Nachher-Unterscheidung im Hinblick auf Karrieren scheint mir vor allem hinsichtlich der Schulsozialarbeit instruktiv zu sein. Im Gegensatz zur Erziehung hat die Soziale Hilfe nicht das „Davor“ sondern das „Danach“ der Karriere im Blick. Damit könnte eine klarere Aufgabentrennung innerhalb der Schule zwischen Erziehung und Sozialer Arbeit erreicht werden. Ich hoffe zu diesem Thema in der nächsten Zeit eine Dissertation vorlegen zu können.

Falles der Sozialen Hilfe begründet. Die Formen der Hilfe, die anschliessen können, orientieren sich an der Karriere als Ganzes, das heisst, dass nebst den verlorenen Inklusionen auch die aktuellen Inklusionen und die verpassten Inklusionschancen, welche aufgrund der Karriere denkbar sind oder es einmal waren, in den Blick genommen werden.

Hilfe ist demnach auf eine mehrstufige Codierung angewiesen. Um Bedürftigkeit im Unterschied zu Nichtbedürftigkeit registrieren zu können, ist das System anfänglich auf Wahrnehmung angewiesen. Wird Bedürftigkeit markiert, muss diese mittels der Vorher/Nachher-Unterscheidung als Folge einer Exklusionsgeschichte erscheinen, damit ein Fall der Sozialen Hilfe konstruiert werden kann. Damit ein Fall programmförmig abgearbeitet werden kann (vgl. ebd., S. 29), wird er im System zu einem Fall von etwas (Finanznot, Drogensucht, Arbeitslosigkeit, Gewalt) abstrahiert. Auf dieser Ebene wird entschieden, ob geholfen wird oder nicht, respektive ob mit der Hilfe noch gewartet werden kann oder nicht. An den Code Hilfe/Nicht-Hilfe lassen sich über die Codes von anderen Funktionssystemen spezifische Formen der Hilfe anlaufen. Es entscheidet sich, ob die Hilfe eine wirtschaftliche, rechtliche, erzieherische usw. sein soll.¹³⁴

3.3.1 Karriere als Medium

Die Form der Karriere einer Person wird von Beobachtern konstruiert und ihr zugeschrieben. Es „gibt“ keine Karriere, niemand „ist“ oder „hat“ eine Karriere (vgl. Lehmann 2002a, S. 385). Aber jede Person lässt sich in der Form einer Karriere beschreiben. Karrieren unterscheiden sich von Lebensläufen darin, dass sie sowohl in ihrer Beschreibung wie auch in ihrem Verlauf auf Kontingenz verweisen. Welche Ereignisse als Ereignisse innerhalb einer Karriere betrachtet werden und wie das Arrangement dieser Ereignisse aussieht, wird an einen Beobachter gebunden. Die lässt die Frage zu, ob die einzelnen Inklusionen der Karriere nicht als lose gekoppelte Elemente eines Mediums dienen. Von Lehmann stammt die These, dass die Karriere eines Individuums als Inklusionsmedium der Gesellschaft dient (vgl. 2002a, S. 390). Die einzelnen Inklusionen dienen dabei als Elemente des Mediums,

¹³⁴ Und die Entscheidung über die Art und Weise der Hilfe, welche Personen für Funktionssysteme wieder sichtbar macht, verhindert die Ausdifferenzierung der Sozialen Hilfe als eigenes Funktionssystem i.e.S. (vgl. Lehmann 1996, S. 28).

welche durch strikte Kopplungen eine Form der Karriere entstehen lassen. Als Medium dürfte Karriere nicht beobachtbar sein, denn beobachtet man das Medium, so entstehen automatisch wieder Formen (die einzelnen Inklusionen). Über einen Beobachter werden die Elemente des Mediums der Karriere zu einer Form der Karriere gekoppelt. Ob die Reitschule als ein karriererelevantes Ereignis betrachtet werden kann oder nicht, ob Inklusionen lang vergangener Zeiten als relevant für die zukünftige Karriere gesehen werden oder nicht, entscheidet sich beim jeweiligen Beobachter. Das Individuum sieht, dass über seine Person verschiedene Karrieren und somit Individualitäten konstruiert werden. Individualität über Karriere beobachtet, heisst somit Exklusionsindividualität. Sie lässt sich an keiner Stelle als Einheit, als Identität festmachen. Beobachterabhängigkeit der Karriere heisst also, „dass *eine* Person für *jeden* ihrer Beobachter einen *anderen* zeitlichen Rahmen hat, dass auch jeder dieser Beobachter ihre Karriere für *sich* anders entwirft“ (ebd.). Zur Konsequenz hat dies: „Über die Komplexität möglicher Vergangenheiten und möglicher Zukünfte ihrer selbst hat die Person keinerlei Überblick, sie kann, so gesehen, ihr Leben nicht entwerfen oder planen, und wenn schon dies: ihre Karriere jedenfalls nicht“ (ebd.).

Wenn die Ereignisse der Karriere nur dann karriererelevante Ereignisse werden, wenn sie selber wiederum Inklusionen wahrscheinlicher machen, stellt sich die Frage, ob es sich beim Medium der Karriere nicht um ein symbolisch generalisiertes handelt. Ein solches Medium (Erfolgsmedium) muss den Zusammenhang von Selektion und Motivation symbolisieren können (vgl. Luhmann 1984, S. 222). Beispiele sind Geld, Wahrheit, Macht oder Recht. Diese Medien steigern die Erfolgswahrscheinlichkeit, dass eine bestimmte Sinnzumahung (Handlungskonstellation) akzeptiert wird. So steigert das Einsetzen von Macht die Wahrscheinlichkeit, dass Alter sich den Handlungsprämissen von Ego fügt, auch dann wenn er lieber anders gehandelt hätte. Formen von Karrieren sind selber wiederum Sinnzumahungen oder Formofferten, die weitere Inklusionsformen, also Individuum/Gesellschaft-Konstellationen, wahrscheinlicher machen. Symbolisiert werden die Formen der Inklusion über Arbeitszeugnisse, Bildungszertifikate, Mitgliedschaftsbestätigungen oder Publikationen. Diese „Papiere“ stehen nicht nur dafür, dass es sich um eine bestimmte Inklusion handelt oder gehandelt hat, und es wird nicht nur beschrieben und bewertet, um welche Form der Inklusion es sich handelt oder gehandelt hat, sondern diese „Papiere“ dienen ebenso als Offerten für weitere – kontingente aber nicht beliebige – Inklusionen.

Kommunikationen im Medium der Karriere übergreifen Funktionssysteme, wie auch einzelne Karrieren nicht Karrieren in einem Funktionssystem sind, sondern Karrieren in der Gesellschaft. Karrieren werden zu einer „Funktionssystemverbindende[n] Einheit“ (Luhmann/Schorr 1988, S. 282) und genau dies macht Karriere zu einem Inklusionsmedium der Gesellschaft (vgl. Lehmann 2002a, S. 384). Damit wird deutlich, dass es sich beim Medium der Karriere nicht um ein exklusives Medium der Sozialen Hilfe handeln kann.

Die Elemente eines Mediums lassen sich nicht in ein hierarchisches Verhältnis bringen, sie sind untereinander gleichwertig. Es gibt für das Medium keine Elemente, die gegenüber anderen zu bevorzugen wären. Dies gilt auch für das Medium der Karriere. Inklusionen in kriminelle Banden oder in die Heilsarmee erscheinen nicht als gute oder schlechte Elemente, sie können allenfalls über ihre anschlussgenerierenden Möglichkeiten abgesucht werden. Als Medium ist die Karriere nicht an Moral gekoppelt, sie unterscheidet nicht zwischen guten und schlechten Karrieren. Als Medium ist sie allerdings sehr nahe an Personen gebaut, und dennoch: Kommunikationsmedien abstrahieren von konkreten Personen und Kontexten. Über das Medium der Karriere lassen sich Personen zu Fällen abstrahieren, und diese erst sind für das System der Sozialen Hilfe über Programme bearbeitbar. Und trotzdem: In Kontexten der Sozialen Arbeit, in denen nahe an Personen gearbeitet wird, scheint diese Abstrahierung schwierig zu sein.¹³⁵ Zu Nahe ist das Elend und zu Nahe ist bei den Helfenden die Vorstellung, dass es richtige und falsche, gute und schlechte Lebensläufe gibt. Hilfe orientiert sich nicht nur an der Frage, wie die Karriere von Personen wieder geöffnet werden kann, also für potentielle Inklusionen wieder in Frage kommt, sondern die Hilfe soll eine moralisch vertretbare Hilfe sein, also im Hinblick auf erstrebenswerte Karrieren geschehen. Wo dies geschieht, wird mittels der Moral ein Blockadepotential eingeführt, geraten mögliche Karrieremodellierungen aus dem Blickwinkel, weil sie als verwerflich betrachtet werden. Aber diese Moral liegt nicht dem Medium der Karriere zu Grunde. Und Moral scheint der modernen Hilfe gerade zuwider zu laufen. Die sekundäre Kommunikation der Sozialen Hilfe hat zum Ziel, die Karriere für die Zukunft zu öffnen: Moral scheint genau das Gegenteil zu erwirken.

¹³⁵ Dies gilt generell für Medien, die nahe an Personen gebaut sind und nur dann funktionieren, wenn sich auch tatsächlich an Leute gekoppelt werden (vgl. Fuchs 2004c).

4. Soziale Arbeit im Medium der Karriere

Der Bedürfnisausgleich wird in der Moderne nicht mehr gesamtgesellschaftlich geregelt. Hiervon unterscheidet sie sich von älteren Gesellschaftsformen. Während sich Hilfe in archaischen Gesellschaften reziprozitär und in Standesgesellschaften vertikal strukturierte, wird in der Moderne die Hilfe zunehmend über Organisationen geleistet. Damit verlagert sich das Motiv der Hilfe vom Helfenden zur Organisation. Der Helfende hilft nicht aus moralischen Gründen oder weil er selber vielleicht einmal Hilfe braucht, sondern weil er dafür bezahlt wird. Das Problem des Ausgleichs von Bedürfnissen lässt kontingente Lösungen zu. Einer der Lösungsanbieter ist die Profession der Sozialen Arbeit, äquivalente Formen zur Hilfe stellen Berufe und Professionen dar, welche sich an anderen Funktionssystemen orientieren.

Professionen arbeiten in der Moderne in Kontexten von Funktionssystemen und lassen sich nicht mehr auf die Gesellschaft als Ganzes beziehen. Für die Professionen bedeutet dies, dass sie sich nicht mehr über die ständische Umwelt auf die ganze Gesellschaft beziehen können, sondern dass sie auf der Handlungsebene als Verwalter des Wissenszusammenhanges eines spezifischen Funktionssystems auftreten. Dies geschieht klassischerweise in der Form einer Leitprofession innerhalb eines Funktionssystems mit weit reichenden Kontroll- und Delegationsfunktionen. Mit der Auflösung der ständischen Gesellschaft und dem Verlust eines gesamtgesellschaftlichen Referenzrahmens verlieren Professionen zunehmend ihren gesellschaftlichen Status und ihren Wissensanspruch jenseits ihres Kompetenzfeldes. Zudem sehen sie sich immer mehr Fremdbeobachtungen ausgesetzt, die – wie der eben genannte Statusverlust – zu einem zunehmenden Vertrauensverlust gegenüber Professionen führen. Die Auflösung eines einheitlichen Referenzrahmens führt auch dazu, dass professionelle Wissensbestände und Lösungskompetenzen einander nicht mehr komplementär ergänzen, sondern sich auch zunehmend widersprechen und mit einander konkurrieren. Aber auch innerhalb der einzelnen Funktionssysteme entstehen verschiedene Professionen, und die „aussergewöhnliche Erfindung des monoprofessionellen Funktionssystems“ (Stichweh 2005), in dem eine Leitprofession eine herausragende Stellung innerhalb des Systems einnimmt, verliert allmählich ihre Plausibilität. Sie sieht sich zunehmend der Konkurrenz mit

anderen Professionen, Berufen und Klientenorganisationen ausgesetzt.¹³⁶ Die Entscheidung, welche Professionen oder konkurrierender Anbieter für welches Problem oder welchen Problemkomplex innerhalb einer Organisation Gehör finden, wird zunehmend von der Entscheidungsgeschichte der Organisation abhängig gemacht. Dies umso mehr, als in Organisationen zunehmend Probleme gelöst werden müssen, die Funktionssysteme übergreifen und somit zu multiprofessionellen Organisationen führen. Multiprofessionelle Organisation heisst aber nicht nur, dass Professionen ihr Arbeitsgebiet benennen und professionell bearbeiten müssen, es heisst auch, dass Professionen untereinander konkurrieren, also äquivalente Problemlösungen für Organisationen anbieten. Dies macht deutlich, wie schwierig die Situation für Professionen in der Moderne wird.

Das gilt insbesondere für die Soziale Arbeit, die für sich beansprucht, eine eigene Profession zu sein. So kommen Nadai et al. zum Schluss, dass Sozialarbeitende mit ihrem Handeln „die strukturelle Unterordnung der Sozialen Arbeit unter andere Professionen“ reproduzieren und weiter, dass diese Unterordnung „entsprechende Handlungsbeschränkungen nach sich ziehen, und diese führen wiederum dazu, dass sich die individuellen Sozialarbeitenden pragmatisch mit den gegebenen Strukturen arrangieren“ (2005, S. 193).¹³⁷ Beziehen wird dieses Zitat auf die in der Einleitung erwähnten Szenarien, die Sommerfeld für die Soziale Arbeit in Ausblick stellt, so scheint die Antwort auf die Frage nach dem plausibleren Szenario leicht zu fallen: Die Antwort ist, dass das negative wahrscheinlicher ist. Dieses beinhaltet nicht nur die Erhaltung des Status Quo, sondern die These, dass die Soziale Arbeit zu einer einfachen Hilfstätigkeit verkommt. Plausibel wird das darum, weil Professionen zunehmend von der Entscheidungsgeschichte der Organisationen abhängig werden. Dies bedeutet, dass Professionen in Zukunft ihre Funktion und ihre Lösungskompetenzen noch vehementer unter Beweis stellen müssen, um als Experte für die Lösung gesellschaftlicher Probleme in Frage zu kommen. Eine Unterordnung der Sozialen Arbeit unter anderen Professionen würde zwangsläufig

¹³⁶ Beispiele dazu finden sich bei Kurtz (2003, S. 103f.). In den USA werden Patientenorganisationen bereits als neue Macht im Gesundheitssystem gesehen. Aber auch eine zunehmend multiprofessionelle Bearbeitung eines Problembereichs ist zu beobachten. Man denke hier an Berufe im Kontext der Sozialen Hilfe.

¹³⁷ Aber auch in Organisationen, welche auf den ersten Blick eine Domäne der Sozialen Arbeit sind, scheint die Soziale Arbeit Probleme zu haben, sich gegenüber anderen Berufen durchzusetzen. Vgl. dazu Maeder/Nadai (2003, S. 152ff.)

dazu führen, dass andere – nicht an Sozialer Hilfe orientierte Lösungsvorschläge den Vorrang erhalten.¹³⁸

Mit der These, dass Professionen zunehmend von der Entscheidungsgeschichte von Organisationen abhängig werden und sich in multiprofessionellen Organisationen wieder finden, haben wir gleichsam der These der Handlungsautonomie, welche den Professionen traditioneller Weise zugeschrieben wird, widersprochen. Diese These scheint in der heutigen Zeit weder für die neuen Professionen, noch für die klassischen Professionen noch zuzutreffen. Mit der Zurückweisung der Behauptung, dass Handlungsautonomie ein Kriterium einer Profession ist, haben wir gleichzeitig ein gewichtiges Argument, welches gegen eine Profession der Sozialen Arbeit spricht, entkräftet. Damit wird hier nicht behauptet, dass Soziale Arbeit bereits eine voll ausgebildete Profession ist, dafür müssten noch viele andere Merkmale von Professionen analysiert werden.

Wir haben den Vorschlag gemacht, anstelle der Handlungsautonomie die Unterscheidung Profession/Organisation zu platzieren. Damit verschiebt sich der Fokus auf die Frage des Abhängigkeitsverhältnisses zwischen Professionen und Organisationen. Dadurch lassen sich sowohl Entlastungen als auch Einschränkungen, welche sich für die Profession in Organisationen ergeben, in den Blick nehmen. Um die Unterscheidung Profession/Organisation operativ einsetzen zu können, müssen Professionen die Funktion, welche sie bearbeiten, kennen und beherrschen. Für die Soziale Arbeit heisst dies: Konzentration auf die Funktion des gesellschaftlichen Teilsystems der Sozialen Hilfe. Erst wenn ihr dies gelingt und sie benennen kann für welches gesellschaftliche Problem sie exklusiv zuständig ist, kann sie sich in Differenz zur Organisation setzen und ihre Standpunkte und Lösungskompetenzen sowohl der Organisation als auch den anderen in der Organisation tätigen Professionen entgegenhalten.

Wir gingen anschliessend der Frage nach, auf welches mögliche Bezugsproblem ein Funktionssystem der Sozialen Hilfe antworten könnte. Im Gegensatz zu geläufigen Handlungstheorien in der Sozialen Arbeit können wir dieses

¹³⁸ Man kann sich dann folgendes weitere Szenario vorstellen: Anstatt dass die Soziale Arbeit im politischen System als problemlösungskompetente Profession auftritt, könnte dies diejenigen politischen Kräfte stärken, welche soziale Probleme eher repressiv lösen wollen. So eine politische Strömung hätte wiederum automatisch die Delegitimierung der Sozialen Arbeit als Profession zur Folge (vgl. Sommerfeld 2003, S. 13).

Bezugsproblem nicht in den Abweichungen von sozialen Normen sehen. Die Feststellung, dass Lebensläufe sich pluralisieren, scheint in einem Widerspruch der Annahme zu stehen – welche diese Ansätze ebenfalls vertreten - dass die Gesellschaft selber nicht als kontingent, sondern als Einheit gedacht werden muss. Wir können uns nicht mit der Feststellung zufrieden geben, dass Soziale Arbeit Normalisierungsarbeit betreibt, da für uns die Referenz, auf welches Normal sich dieses „Normal“ bezieht, fehlt.

Mit der Umstellung der Differenzierungsform zu einer funktional differenzierten Gesellschaft verliert die Schicht ihre Bedeutung und somit auch ihre Funktion als Bezugspunkt für den Lebenslauf eines Individuums, an dem sich Gegenwart und Zukunft ablesen lassen. An die Stelle dieser Inklusionsindividualität tritt in der Moderne die Exklusionsindividualität. Diese Form der Individualität besagt, dass das Individuum nur noch ausserhalb der Kommunikationskontexte, in denen es partiell inkludiert wird, seine Individualität finden kann. Die Platzierung des Individuums in die Exklusion und damit jenseits der Gesellschaft darf nicht mit der romantischen Vorstellung verwechselt werden, dass es sich hier um die berühmte Freisetzung des Individuums aus gesellschaftlichen Zwängen handelt, so dass es nun tun und lassen kann, was er oder sie gerne möchte. Vielmehr müssen wir die Frage stellen, wie sich das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft in der Moderne regelt, wenn nicht mehr durch eine Totalkonditionierung des Individuums durch eine eindeutige soziale Ordnung, in der es sich befindet (vgl. Nassehi 2003, S. 95).¹³⁹ Die Antwort liegt darin, dass dem Individuum diese Konditionierung nun selbst zugemutet wird. Erwartungen an die soziale Adresse eines Individuums werden nicht mehr über eine Schicht geregelt, sondern über die Individualität des Individuums selbst. Diese „individualisierte Individualität“ (Nassehi) ist Bedingung für das Funktionieren der Funktionssysteme, welche auf individualisierte Adressen angewiesen sind und in ihren Programmen dem Individuum geradezu abverlangen, dass es sich individualisiert. Dabei hat das Individuum vielleicht die Wahl sich zwischen verschiedenen Inklusionsformen zu entscheiden, die Inklusionsformen selber sind aber weitgehend durch die Funktionssysteme und Organisationen konstituiert. Die These, die wir aufgestellt haben, ist, dass im „Verblässen der

¹³⁹ Nassehi verortet genau in diesem Kontext die Möglichkeit der „Geburt der Soziologie aus dem Geist der Individualität“ (Nassehi 2003, S. 95).

Individualität“ und somit im Verschwinden der individualisierten Adresse auf dem Monitor der Gesellschaft das Bezugsproblem der Sozialen Hilfe liegt.

Wir haben anschliessend aufgezeigt, dass die Gesellschaft strukturell unsensibel auf verschiedene Lebensentwürfe reagiert und dementsprechend grosse soziale Ungleichheiten im Inklusionsbereich der Gesellschaft ertragen kann. Auf der Ebene der Funktionssysteme heisst dies, dass in Zonen der Weltgesellschaft, in denen sich die funktionale Differenzierung durchgesetzt hat, kaum Exklusionen aus den Funktionssystemen beobachtbar sind. Funktionssysteme bilden auch für diejenigen sozialen Adressen Inklusionsformen, welche auf der negativen Seite des Codes zu verorten sind: der Zahlungsunfähige, der ins Unrecht gesetzt wird oder der ungläubige Heide. Und ob ein Zahlungsunfähiger weniger als jemand anderes inkludiert ist, der ein „dickes“ Konto besitzt, lässt sich kaum feststellen.

Um die Inklusions-/Exklusionsverhältnisse in unseren Regionen der Weltgesellschaft in den Blick zu kriegen, ist es notwendig, die Systemreferenz der Organisationen mit in den Blick zu nehmen. Diese werden in der Moderne zu den Inklusionsinstanzen, in denen über das „to be or not to be“ von sozialen Adressen entschieden wird. Damit wird nicht behauptet, dass die Systemreferenzen der Funktionssysteme an Bedeutung verlieren, sondern, dass Organisationen über die Art der Form der Inklusion sozialer Adressen in Funktionssysteme (und natürlich für die Organisationen selber) entscheiden.

Die Frage, welche sich an dieser Stelle für uns aufdrängt, ist, worüber Organisationen ihre Erwartungen regulieren können um über Inklusion und Exklusion von individualisierten Adressen zu entscheiden, wenn diese Erwartungen nicht mehr über die Schicht ablesbar sind. Die Antwort liegt in der Individualität des Individuums selbst. Diese Antwort kann aber nicht befriedigen, da sich eine Folgefrage unmittelbar aufdrängt: wie ist diese Individualität beobachtbar? Zuerst ist offensichtlich, dass Individualität sich in keiner Inklusionsform mehr repräsentieren lässt, da es keinen einzelnen Kommunikationskontext mehr gibt, in welchem das Leben des Individuums abläuft. Um Individualität beobachten zu können, muss eine Form gefunden werden, über welche vergangene Inklusionsformen und aktuelle Formen der Inklusion in den Blick kommen. Die Form, welche dies ermöglicht, ist die Karriere. Sie dient nach Luhmann zur Artikulation der Individualität in der Zeit.

Die Karriere wird in der Moderne zum Integrationsmodus des Individuums in die Gesellschaft und die Karriere verspricht, dass der Lebensweg des Individuums sich individuell entwickeln wird und nicht mehr über eine übergeordnete Schicht geregelt werden kann. Abhängig wird der Lebensweg nun von der Karriere selbst. Die Karriere erscheint als eine Form von gekoppelten Inklusionen, welche dem Individuum in der Gesellschaft eine Geschichte gibt, die vorwiegend in Organisationen abläuft. Über diese aktuellen und vergangenen Inklusionen lassen sich in die soziale Adresse des Individuums Differenzen einzeichnen, welche Organisationen die Möglichkeit geben, eigene Erwartungen mit Erwartungen abzugleichen, welche sie aus der Karriere des Individuums generieren, und somit Gründe zu finden, die für oder gegen eine Inklusion von Adressen sprechen.

Inklusion in Organisation heisst zugleich auch beobachtbare und adressierbare Inklusion, dies sowohl in Bezug auf die Inklusionsinstanz als auch auf die zu inkludierende Adresse. Darin unterscheidet sich die Inklusion in Organisationen von Inklusion in Funktionssystemen. Organisationen können Inklusionen von Adressen benennen, Erwartungen welche sie an die Adresse stellen formulieren und bewerten, ob diese sich erfüllt haben oder nicht. Diese Formen der Inklusion, die sich z.B. über Zeugnisse oder Auszüge aus dem Strafregister festhalten lassen, werden dann zu karriererelevante „Ereignisse“, wenn sie selber wiederum Anschlussmöglichkeiten generieren.

Die Karriere wird in der Moderne diejenige Form, über die sich Individualität beobachten lässt. Wenn das Bezugsproblem der Sozialen Hilfe im „Verblenden der Individualität“ liegt, dann heisst dies auf die Karriere übertragen, dass sich in die Adresse des Individuums keine Differenzen mehr einzeichnen lassen, in denen vergangene Inklusionen Anschlussmöglichkeiten für zukünftige Inklusionen generieren können. Die Karriere reduziert sich auf immer weniger Inklusionen, sie verschwindet zunehmend aus dem Inklusionskontext der Gesellschaft.

Ausgehend von der Bestimmung eines möglichen Bezugsproblems der Sozialen Hilfe haben wir uns der Frage zugewandt, welche Funktion der Sozialen Hilfe zukommt. Wir halten uns dabei an die in der systemtheoretisch orientierten Literatur gängige These, dass die Soziale Hilfe die Funktion „der Eröffnung, Wiedereröffnung (oder Simulation dieser Eröffnungen) der Chance zur Chance von Inklusion unter der Bedingung einer funktional differenzierten Gesellschaft“ (Fuchs 2005, S. 14)

exerziert. Auf das herausgearbeitete Bezugsproblem bezogen heisst dies, dass es um die Wiedereröffnung der Karriere in Bezug auf die Chance zur Chance von Inklusion geht.

Die Spezifik der Kommunikation Sozialer Hilfe liegt darin, dass es sich um „sekundäre Kommunikation“ handelt, um Kommunikationen also, die sich selber nicht zur Disposition stellen können. Auf Karriere bezogen heisst dies, dass sich aus der Karriere keine potentiellen Inklusionen mehr ableiten lassen und dass sich genau darin die Aktivierung von Hilfe begründet. Damit besteht die Möglichkeit, die Hilfsbedürftigkeit aus der Karriere selbst zu begründen, und nicht in Differenz zu normativen Ansprüchen oder auf eine gesellschaftliche „Normalität“ hin.

Von Bedürftigkeit soll dann die Rede sein, wenn in Karrieren Exklusionen auf Exklusionen folgen und keine Inklusionen mehr absehbar sind. Damit die Soziale Hilfe auch diejenigen in den Blick kriegen kann, die über Adressen nicht mehr beobachtbar sind, somit aus dem Blickwinkel der Gesellschaft verschwinden und nur noch als Körper registriert werden können, ist sie auf die Wahrnehmung von körperlichen Symptomen angewiesen, welche auf Exklusionssyndrome verweisen. Ist Bedürftigkeit einmal registriert, so muss sie als Folge der Karriere erscheinen, damit sie für die Soziale Hilfe bearbeitbar ist. An diese Markierung von Bedürftigkeit setzt eine aufwendige Code-Kaskade an, über die Fälle der Sozialen Hilfe bearbeitet werden können. Ist einmal Bedürftigkeit markiert, muss diese auf einen Fall abstrahiert werden, damit Programme der Sozialen Hilfe anlaufen können. Erst auf der Ebene der Fälle kann über Hilfe oder Nicht-Hilfe entschieden werden und können dann im nächsten Schritt konkrete Formen der Hilfe anlaufen, welche an Codierungen anderer Funktionssysteme angelegt sind und Adressen somit wieder in den Blick der Gesellschaft bringen.

Wenn die Form der Karriere als eine Koppelung einzelner Inklusionen betrachtet werden kann, deren Zusammensetzung sich erst bei einem Beobachter ergeben, dann lässt dies die Vermutung zu, dass es sich bei der Karriere um ein Medium handeln könnte. Wir haben uns dabei der These von Lehmann angeschlossen, indem wir im Medium der Karriere ein Inklusionsmedium der Gesellschaft sehen können. Die Karriere übergreift Funktionssysteme und beschreibt die Inklusionsgeschichte einer Person in der Gesellschaft. Darin sehen wir ein Argument, dass die Karriere nicht als exklusives Medium der Sozialen Hilfe

angesehen werden kann. Aber eine Codierungs-Kaskade, welche an ihrem Ende Formen der Hilfe anlaufen lässt, die an den Codes anderer Funktionssysteme orientiert sind, scheint auf ein Medium angewiesen zu sein, welches Funktionssysteme übergreift. Nur über ein solches Medium können Inklusionen in anderen Funktionssystemen in den Blick kommen und können Hilfeformen anlaufen, welche zum Ziel haben, Adressen wieder auf den Bildschirm der Gesellschaft zu bringen.

Was heisst nun Arbeit im Medium der Karriere für eine Profession der Sozialen Arbeit? Wir können dies hier nur im Rahmen von Spekulationen andeuten, in der Hoffnung, dass diese aufzeigen können, dass es sich lohnen würde, auf diesem Gebiet weitere Forschungen zu unternehmen. Wir greifen eine Idee von Fuchs auf, der in der Spezifik Sozialer Arbeit das Adressabilitätsmanagement in Bezug auf die Chance zur Chance der Re-Inklusion sieht (vgl. Fuchs 2000, S. 167). Wir können daran anschliessen und sagen, dass dieses Management der Adresse sich auf die Karriere bezieht. Die Profession der Sozialen Arbeit beobachtet Karrieren im Hinblick darauf, ob sich Bedürftigkeit markieren lässt, die als Folge der Karriere betrachtet werden kann. Das Ziel der Profession liegt darin, durch das Rearrangieren der einzelnen Inklusionen und durch gezielte Hilfsprogramme die Karriere für die Zukunft zu öffnen und die soziale Adresse so wieder auf den Bildschirm der Gesellschaft zu bringen.

Für die Soziale Arbeit, welche sich in Organisationen wieder findet, stellt sich dabei die Frage, welche Formen der Karriere im Vordergrund des Auftrages stehen. In der Schulsozialarbeit werden andere Karrieren konstruiert als in der Spitalsozialarbeit, und diese unterscheiden sich wiederum von Karrieren, welche auf dem Sozialamt konstruiert werden. Darin können wir bereits eine Entlastung und Einschränkung identifizieren, welche wir für Professionen ausgemacht haben. Nur bestimmte Formen der Karrieren begründen in Kontexten von Organisationen das Anlaufen von Hilfe, und andere Formen der Karrieren, die auf Bedürftigkeit schliessen lassen, können an andere Stellen verwiesen werden oder gar ganz aus dem Blick fallen. Ob bedürftige Karrieren professionell bearbeitet werden können, hängt wiederum davon ab, welche Ressourcen die Organisation zur Verfügung stellt.

Die kategorische Trennung von Organisation und Profession ermöglicht es uns, die Profession in ihren Grundbestimmungen unabhängig von Organisationen zu

denken. Wir legen Wert darauf, dass die Profession der Sozialen Arbeit weder eine normalisierende noch eine kontrollierende Funktion hat und dass Hilfe sich nicht in Bezug auf äussere Referenzen begründet, sondern in Differenzen, die sich innerhalb der Karriere selbst ergeben. Die Kontrollfunktion und äussere Festlegungen, welche Hilfe begründen¹⁴⁰, ergeben sich erst in Kontexten von Organisationen. Erst wenn es der Sozialen Arbeit gelingt, sich in Differenz zur Organisation zu verorten, so ist zu vermuten, kann sich die Soziale Arbeit in die Richtung entwickeln, die Sommerfeld als zweites mögliches Szenario beschreibt. Dies setzt voraus, dass die Soziale Arbeit einen eindeutigen Fokus hat, der ihr die Möglichkeit gibt, ihre Standpunkte zu vertreten und der Organisation und anderen Professionen wirkungsmächtig entgegenzutreten. In dieser Arbeit wurde der Vorschlag gemacht, den Fokus auf Karrieren zu richten und die Kernkompetenz der Sozialen Arbeit in der Markierung und in der Transformation von Bedürftigkeit in Hinblick auf eine Karriere zu sehen, die sich wieder für die Zukunft öffnet.

Es müsste nun untersucht werden, welche konkreten Auswirkungen dies in Organisationen hat. Welche Bedeutung hätte die Karriereorientierung z.B. in Bezug auf Schulsozialarbeit? Die Schulsozialarbeit scheint Karrieren dahingehend zu untersuchen, inwiefern Inklusionen (z.B. in die Familie) nicht mehr funktionieren und somit zu einer Gefährdung der Inklusion des Schülers in der Schule führen. Daran anschliessende Fragen sollen erschliessen, inwiefern eine Orientierung an Karrieren zu positiven Erfolgen für die Soziale Arbeit führt, und wie die Abgrenzung zu anderen Professionen gelingt. Eine Frage, die sich in Bezug auf Schulsozialarbeit aufdrängt, ist die, inwiefern über ein Medium der Karriere Präventionsarbeit geleistet werden kann (man denke hier an Suchtprävention und Gewaltprävention an den Schulen).

Eine weitere Frage, die sich in Bezug auf Karriere ergibt, wurde in dieser Arbeit nicht weiter berücksichtigt. Karriere bezeichnet Inklusionen von personalen Adressen in die Gesellschaft. Inklusion heisst dabei, dass die Gesellschaft psychische Systeme zum Strukturaufbau Sozialer Systeme nutzt. Die gleiche

¹⁴⁰ Man denke hier vor allem an die finanzielle Hilfe. Diese Hilfe wird aber nicht durch die Soziale Arbeit definiert, sondern die Kriterien, die die Hilfe auslösen werden wie der Umfang der Hilfsleistung politisch geregelt. Die Soziale Arbeit erhält im besten Fall einen kleinen Spielraum, in dem sie sich bewegen kann. Es kommt nicht von ungefähr, dass in Kontexten dieser Hilfe immer wieder zu hören ist, dass es sich um Arbeit handelt, die auch von anderen Berufen ausgeübt werden könnte.

Koppelung, nun aber auf der Seite des Individuums betrachtet, bedeutet Sozialisation. Sozialisation heisst, dass das Individuum die Gesellschaft zum psychischen Strukturaufbau in Anspruch nimmt. In Bezug auf Soziale Arbeit stellt sich daraus die Frage, inwiefern Karrierebeschreibungen sich mit Selbstbildern von Personen komplementär koppeln lassen und welchen Einfluss Arbeit an der Karriere auf Selbstbeschreibungen von Personen hat und umgekehrt (vgl. Lehmann 2006).

5. Literatur

- Albrecht, G./Groenemeyer F./Stallberg F.W. (Hrsg): Handbuch Soziale Probleme. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Baecker, D. (1998): Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft? S. 177-206 in: Merten, R. (Hrsg.), Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Soziale Arbeit. Begriffsbestimmungen in einem unübersichtlichen Feld. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Baecker, D. (2000): „Stellvertretende“ Inklusion durch ein „sekundäres“ Funktionssystem: Wie „sozial“ ist soziale Hilfe? S. 39-46 in: Merten, R. (Hrsg.), Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske und Budrich.
- Bardmann, T.M. (2000): Soziale Arbeit im Licht der Systemtheorie Niklas Luhmanns. S. 75-103 in: Gripp-Hagelstange, H. (Hrsg.), Niklas Luhmanns Denken: interdisziplinäre Einflüsse und Wirkungen. Konstanz: UVK.
- Bardmann, T.M./Hermsen, T. (2000): Luhmanns Systemtheorie in der Reflexion Sozialer Arbeit. S. 87-112 in: Merten, R. (Hrsg.), Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske und Budrich.
- Beck, Ulrich (1985): Von der Vergänglichkeit der Industriegesellschaft. S. 85-114 in: Schmid, T. (Hrsg.), Das pfeifende Schwein. Über weitergehende Interessen der Linken. Berlin: Wagenbachs Taschenbücherei.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker-Lenz, R. (2005): Das Arbeitsbündnis als Fundament professionellen Handelns. Aspekte der Strukturdilemmas von Hilfe und Kontrolle in der Sozialen Arbeit. S. 87-105 in: Pfadenhauer, M. (Hrsg.), Professionelles Handeln. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bollinger, H./Hohl, J. (1981): Auf dem Weg von der Profession zum Beruf. Zur Deprofessionalisierung des Ärzte-Standes. Soziale Welt, Jg. 32, H.4, S. 440-464.
- Bonß, W. (2002): Riskantes Wissen? Zur Rolle der Wissenschaft in der Risikogesellschaft. S. 114-130 in: Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.), Gut zu Wissen. Links zur Wissensgesellschaft. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Bommes, M./Scherr, A. (2000): Soziologie der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in Formen und Funktionen organisierter Hilfe. Weinheim und München: Juventa.
- Brosziewski, A. (1998): Rationalität, Unsicherheit und Organisation. Zu einer Revision organisationssoziologischer Annahmen in der Professionssoziologie, S. 1-15 in: Brosziewski, A./Maeder, C. (Hrsg.), Organisation und Profession. Dokumentation des 2. Workshops des Arbeitskreises ‚Professionelles Handeln‘ am 24. bis 25. Oktober 1997. Rorschach, St. Gallen (Uni-Druck).
- Brosziewski, A. (2005): Digitale Kommunikation und die Form der Karriere. Univ. Manuskript, St. Gallen.
- Corsi, G. (1993): Die dunkle Seite der Karriere. S. 252-265 in: Baecker, D. (Hrsg.), Probleme der Form. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dülmen, R (1999): Der Ehrlose Mensch. Unehrllichkeit und soziale Ausgrenzung in der Frühen Neuzeit. Köln Weimar Wien: Böhlau.
- Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt (2006): Schulqualität gemeinsam weiterentwickeln. Online im Internet: URL: http://www.edubs.ch/die_schulen/schulen_bs/qualitaetsmanagement/flyer.pdf (Stand 02.03.2006).
- Etzioni, A. (1967): Soziologie der Organisationen. München: Juventa.
- Etzioni, A. (1969): The Semi-Professions and Their Organization. New York: Free Press.
- Eyferth, H./Otto, H.U./Thiersch, H. (1984) (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Darmstadt Neuwied: Luchterhand.
- Farzin, S. (2006): Inklusion/Exklusion. Entwicklungen und Probleme einer systemtheoretischen Unterscheidung. Bielefeld: transcript.
- Fuchs, P. (1997): Weder Heimstatt noch Herd. Soziale Systeme, Jg. 3, H. 2, S. 413-438.
- Fuchs, P. (1999): Moderne Identität – im Blick auf das europäische Mittelalter. S. 273-297 in: Willems, H./Hahn, A. (Hrsg.), Identität und Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fuchs, P. (2000): Systemtheorie und Soziale Arbeit. S. 157-175 in: Merten, R. (Hrsg.), Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske und Budrich.
- Fuchs, P. (2001): Die Metapher des Systems. Studien zu der allgemein leitenden Frage, wie sich der Tänzer vom Tanz unterscheiden lasse. Weilerswist: Velbrück.

- Fuchs, P. (2003): Der Eigen-Sinn des Bewusstseins. Die Person, die Psyche, die Signatur. Bielefeld: transcript.
- Fuchs, P. (2004a): Die konditionierte Koproduktion von Kommunikation und Bewusstsein. S. 95-119 in: ders., Theorie als Lehrgedicht. Systemtheoretische Essays. Band 1. Bielefeld: transcript.
- Fuchs, P. (2004b): Der Sinn der Beobachtung. Begriffliche Untersuchungen. Weilerswist: Velbrück.
- Fuchs, P. (2004c): Die Moral des Systems Sozialer Arbeit – systematisch. S. 17-32 in: Merten, R./Scherr, A. (Hrsg.), Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Fuchs, P. (2005a): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. S. 37-61 in: ders., Konturen der Modernität. Systemtheoretische Essays. Band 2. Bielefeld: transcript.
- Fuchs, P. (2005b): Soziale Arbeit - Funktion, System, Profession. S. 13-18 in: Uecker, H. / Krebs, M. (Hrsg.), Beobachtungen der Sozialen Arbeit. Theoretische Provokationen. Heidelberg: Carl-Auer.
- Fuchs, P. (2006): Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft. Erscheint in: Jost Bauch (Hrsg.), Gesundheit als System. Systemtheoretische Betrachtungen des Gesundheitswesens. Konstanz: Hartung-Gorre-Verlag, Konstanzer Schriften zur Sozialwissenschaft.
- Fuchs, P./Schneider, D. (1995): Das Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom: Überlegungen zur Zukunft funktionaler Differenzierung. Soziale Systeme, Jg. 1, H.1, 203-224.
- Gildemeister, R. (1983): Als Helfer überleben. Beruf und Identität in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied, Darmstadt: Luchterhand.
- Gildemeister, R. (1997): Soziologie der Sozialarbeit. S. 57-74 in: Korte, H./Schäfers, B. (Hrsg.), Einführung in Praxisfelder der Soziologie, 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.
- Goffman, E. (1973): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Hafen, M. (2005): Adressabilität als Medium der Inklusion – ein systemtheoretischer Beitrag zur Ungleichheitsforschung. Manuskript, Luzern.
- Hafen, M. (2005): Soziale Arbeit in der Schule zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Ein theoriegeleiteter Blick auf ein professionelles Praxisfeld im Umbruch. Luzern: Interact.

- Hollstein-Brinkmann, H. (1993): Soziale Arbeit und Systemtheorien. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Hopf-Droste, Marie-Luise (1979): Der Geburtstag. Ein Beitrag zur Entstehung eines modernen Festes. Zeitschrift für Volkskunde Jg. 75, S. 229-237.
- International Federation of Social Workers (1994): Ethische Grundlagen der Sozialen Arbeit - Prinzipien und Standards. Online im Internet: URL: <http://www.dbsh.de/BerufsethischePrinzipien.pdf> (Stand: 20.03.2006).
- Japp, K.P./Olk, T. (1981): Identitätswandel und soziale Dienste, Thesen zur Reorganisation behördlicher Sozialarbeit. Soziale Welt, Jg. 32, H.2, S. 143-167.
- Kieserling, A. (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kleve, Heiko (2000): Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer post-modernen Professions- und Wissenschaftstheorie Sozialer Arbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Kleve, Heiko (2003): Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Aachen: Kersting
- Krebs, M./Uecker, H. (2004): Warum Sozialberatung? Neue Praxis, Jg. 34, H. 4, S. 370-380.
- Kronauer, M. (1998): „Exklusion“ in der Armutsforschung und der Systemtheorie. Anmerkungen zu einer problematischen Beziehung. SOFI-Mitteilungen, Nr. 26/1998, S. 117-126.
- Kurtz, T. (2003): Gesellschaft, Funktionssystem, Person: Überlegungen zum Bedeutungswandel professioneller Leistung. S. 89-107 in: Mieg, H./Pfadenhauer, M. (Hrsg.), Professionelle Leistung – Professional Performance. Konstanz: UVK.
- Lehmann, M. (1996): Soziale Hilfe zwischen Interaktion und Organisation. Online im Internet: URL: <http://www.sozialarbeit.ch/dokumente/soziale%20hilfe.pdf> (Stand 10.01.2006).
- Lehmann, M. (2002a): Inklusion. Beobachtungen einer sozialen Form am Beispiel von Religion und Kirche. Frankfurt am Main: Humanities Online.
- Lehmann, M. (2002b): Von der Laufbahn zur Karriere. S. 62-80 in: Becker, M./Schwertner, A. (Hrsg.), Personalentwicklung als Kompetenzentwicklung. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Lehmann, M. (2003): Karriere(n) machen? Organisationale und individuelle Grenzen der Personalentwicklung. S. 257-272 in: Becker, M./Rother, G. (Hrsg.), Personalwirtschaft in der Unternehmenstransformation. Stabilität et Mutabilität. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.

- Lehmann, M. (2004): Parasitäre Systeme. Inklusion und Integration der Gesellschaft. S. 143-161 in: Merten, R./Scherr, A. (Hrsg.), Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lehmann, M. (2005): Individuum und Karriere. S. 25-29 in: Uecker, H./Krebs, M. (Hrsg.), Beobachtungen der Sozialen Arbeit. Theoretische Provokationen, Band 1. Heidelberg: Carl-Auer.
- Lehmann, M. (2006): Karriere als Medium. Interview mit SozialArbeit.ch. Online im Internet: URL: http://www.sozialarbeit.ch/kurzinterviews/maren_lehmann2.htm (Stand 17.01.2006).
- Littek, W./Heisig, U./Lane, C. (2005): Die Organisation professioneller Arbeit in Deutschland. Ein Vergleich mit England. S. 73-118 in: Klatetzki, T./Tacke, V. (Hrsg.), Organisation und Profession. Wiesbaden: VS Verlag.
- Luhmann, N. (1964): Funktion und Folgen formaler Organisation. Berlin: Duncker & Humboldt.
- Luhmann, N. (1973): Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. S. 21-43 in: H.W: Otto, S. Schneider (Hrsg.), Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. 1. Halbband. Berlin: Neuwied
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1985): Zum Begriff der sozialen Klasse. S. 119-162 in: ders. (Hrsg.), Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1989): Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1992): Beobachtungen der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Luhmann, N. (1993): Individuum, Individualität, Individualismus. S. 149-258 in: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie. Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1994): Die Gesellschaft und ihre Organisationen. S. 189-201 in: Derlien, H-U. (Hrsg.): Systemrationalität und Partialinteresse: Festschrift für Renate Mayntz. Baden-Baden: Nomos.
- Luhmann, N. (1995a): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1995b): Inklusion und Exklusion. S. 237-264 in: ders., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Luhmann, N. (1995c): Die Form „Person“. S.142-168 in: ders., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1995d): Jenseits von Barbarei. S. 138-150 in: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1995e): Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum. S. 125-141 in: ders., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2000a): Vertrauen. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Luhmann, N. (2000b): Organisation und Entscheidung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N./Schorr, K.E. (1988): Reflexionsprobleme im Erziehungssystem. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lüssi, P. (1992): Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. 2. Auflage. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Luzio di, G. (2005): Professionalismus – eine Frage des Vertrauens? S. 69-85 in: Pfadenhauer, M. (Hrsg.), Professionelles Handeln. Wiesbaden: VS Verlag.
- Maeder, C./Nadai, E. (2003): Professionalität unter den Bedingungen des Sozialamts: Sozialarbeit in der öffentlichen Sozialhilfe. S. 147-166 in: Mieg, H./Pfadenhauer, M. (Hrsg.), Professionelle Leistung – Professional Performance. Konstanz: UVK.
- Merchel, J. (2003): Trägerstrukturen in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa.
- Merten, R. (1997): Autonomie der Sozialen Arbeit. Zur Funktionsbestimmung als Disziplin und Profession. Weinheim und München: Juventa.
- Mühlum, Albert (2004a): Zur Entstehungsgeschichte und Entwicklungsdynamik der Sozialarbeitswissenschaft. Einleitung. S. 9-26 in: ders. (Hrsg.), Sozialarbeitswissenschaft, Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Mühlum, Albert (2004b): Zur Notwendigkeit und Programmatik einer Sozialarbeitswissenschaft. S. 121-156 in: ders. (Hrsg.), Sozialarbeitswissenschaft, Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

- Nadai, E./Sommerfeld, P./Bühlmann, F./Krattiger, B. (2005): Fürsorgliche Verstrickung. Soziale Arbeit zwischen Profession und Freiwilligenarbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Nassehi, A. (1997): Inklusion, Exklusion-Integration, Desintegration. Die Theorie funktionaler Differenzierung und die Desintegrationsthese. S. 113-148 in: Heitmeyer, W. (Hrsg.), Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (1999): „Interview mit Nassehi“. In: Bardmann, T.M./Lamprecht, A., Systemtheorie Verstehen. Eine multimediale Einführung in systemisches Denken. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag (1 CD-ROM).
- Nassehi, A. (2002): Die Organisationen der Gesellschaft. Skizze einer Organisationssoziologie in gesellschaftstheoretischer Absicht. S. 443-478 in: Allmendinger, J./Hinz, T. (Hrsg.): Soziologie der Organisation, Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen.
- Nassehi, A. (2003): Geschlossenheit und Offenheit. Studien zu Theorie der modernen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (2004a): Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik. Zeitschrift für Soziologie, Jg. 33, H. 2, S. 98-118.
- Nassehi, A. (2004b): Inklusion, Exklusion, Ungleichheit. Eine kleine theoretische Skizze. S. 323-352 in: Schwinn, T. (Hrsg.), Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. Frankfurt am Main: Humanities Online.
- Nassehi, A./Nollmann, G. (1997): Inklusion. Organisationssoziologische Ergänzungen der Inklusions-/Exklusionstheorie. Soziale Systeme, Jg. 3, H. 2, S. 393-411.
- Offe, C (1987): Das Wachstum der Dienstleistungsarbeit. S. 171-198 in: Olk, T./Otto, H.U. (Hrsg.), Soziale Dienste im Wandel. 3 Bände, Band.1. Neuwied und Darmstadt: Luchterhand.
- Rauschenbach, T. (1992): Soziale Arbeit und soziales Risiko. S. 25-60 in: Rauschenbach, T./Gängler, H. (Hrsg.), Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft. Berlin: Luchterhand.
- Rauschenbach, T. (1999a): „Sozialarbeitswissenschaft“ ist die Antwort. Was aber war die Frage? S. 269-289 in: ders., Das sozialpädagogische Jahrhundert. Analysen zur Entwicklung Sozialer Arbeit in der Moderne. Juventa: Weinheim.

- Rauschenbach, T. (1999b): Bezahlte Nächstenliebe. Zur Struktur sozialpädagogischen Handelns. S. 157-174 in: ders., Das sozialpädagogische Jahrhundert. Analysen zur Entwicklung Sozialer Arbeit in der Moderne. Juventa: Weinheim.
- Rauschenbach, T./Gängler, H. (Hrsg.) (1992): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft. Berlin: Luchterhand.
- Rödel, U./Guldimann, T. (1978): Sozialpolitik als soziale Kontrolle. S. 11-55 in: Guldimann, T./Rodenstein, M./Rödel, U./Stille, F. (Hrsg.), Starnberger Studien 2. Sozialpolitik als soziale Kontrolle. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1993): Sozialarbeit als „bescheidene Profession“. S. 132-170 in: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.O. (Hrsg.), Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske & Budrich.
- Soeffner, H.G. (2000): Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen. Weilerswist: Velbrück.
- Sommerfeld, P. (2000): Soziale Arbeit als sekundäres Primärsystem und der „very strange loop“ sozialarbeitersicher Profis. S. 115-136 in: Merten, R. (Hrsg.), Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske und Budrich.
- Sommerfeld, P. (2003): Zukunftsszenarien Soziale Arbeit. Überlegungen zur Lösung sozialer Probleme. Ein Essay zum zehnjährigen Jubiläum der Unternehmensberatung Viktor Schiess. Online im Internet: URL: http://www.schiess.ch/cm/_uploadData/Essay_Peter_Sommerfeld.pdf (Stand 06.03.2006).
- Sommerfeld, P./Haller, D. (2003): Professionelles Handeln und Management oder: Ist der Ritt auf dem Tiger möglich? Neue Praxis, Jg. 33, H. 1, S. 61-89
- Stanitzek, Georg (1989): Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer.
- Stichweh, R. (1992): Professionalisierung, Ausdifferenzierung von Funktionssystemen, Inklusion. Betrachtungen aus systemtheoretischer Sicht. S. 36-48 in: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, F.O. (Hrsg.), Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske & Budrich.
- Stichweh, R. (1994): Wissenschaft, Universität, Profession. Soziologische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (1996): Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. S. 49-69 in: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.), Pädagogische Professionalität. Un-

- tersuchungen zum Typus pädagogischen Handels. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2000a): Professionen im System der modernen Gesellschaft. S. 29-38 in: Merten, R. (Hrsg.), Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske & Budrich.
- Stichweh, R. (2000b): Soziologie des Vereins. Strukturbildung zwischen Lokalität und Globalität. S. 19-31 in: Brix, E./Richter, R. (Hrsg.) Organisierte Privatinteressen. Vereine in Österreich. Wien: Passagen Verlag.
- Stichweh, R. (2004): Differenzierungstheorie und Ungleichheitsforschung. Am Beispiel der Systemtheorie der Exklusion. S. 353-367 in: Schwinn, T. (Hrsg.), Differenzierungstheorie und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. Frankfurt am Main: Humanities Online.
- Stichweh, R. (2005a): Wissen und die Professionen in einer Organisationsgesellschaft. S. 31-44 in: Klatetzki, T./Tacke, V. (Hrsg.), Organisation und Profession. Wiesbaden: VS Verlag.
- Stichweh, R. (2005b): Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld: transcript.
- Stimmer, F. (2000) (Hrsg.): Lexikon der Sozialpädagogik und der Sozialarbeit. 4. Auflage. Wien München: Oldenbourg.
- Tacke, V. (2005): Schulreform als aktive Deprofessionalisierung? Zur Semantik der Lernenden Organisation im Kontext der Erziehung. S. 165-198 in: Klatetzki, T./Tacke, V. (Hrsg.), Organisation und Profession. Wiesbaden: VS Verlag
- Unschuld, P. (1978): Professionalisierung und ihre Folgen. S. 517-556 in: Schipperges, H., Seidler, E., Unschuld, P. (Hrsg.), Krankheit, Heilkunst, Heilung. Freiburg München: Karl Alber.
- Weber, G./Hillebrandt, F. (1999): Soziale Hilfe – Ein Teilsystem der Gesellschaft? Wissenssoziologische und systemtheoretische Überlegungen. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Internetpräsenzen

<http://www.behandlungsfehler-arztpfus.de> (Stand 20.03.2006)

<http://www.quatheda.ch> (Stand 20.03.2006)